Germ. g.
439e

Germ. g. 439e

Schneidewalt.

Der Schneidewall.

Ein freies Gespräch über uns.

Wenn wir unser Vaterland lieben sollen: so muß unser Vaterland liebenswürdig seyn.

Burke.

Teutschland 1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zu Frankfurt kam neulich ein Sächsischer Edelmann den Römerberg herab, und sagte zu dem jungen Manne, der ihn hin und her in der hochgerühmten Reichsstadt geführt hatte: ich dächte, wir hätten nun des Sehens genug, oder wüßten Sie noch etwas von Belang? Und als der andre es verneinte, rief er aus: Da lob ich mir wahrlich einige andre altfreie Städte des Teutschen Reichs, wo man noch inne wird, wie vormals bei reichem Handel auch ein hoher Sinn gewaltet und große Dinge geschaffen hat. Mich reut fast der schöne Nachmittag, den ich drauf gewendet, und heiß war es zudem. Ein frischer Trunk und muntre Gesellschaft würde mir jetzt willkommen seyn. Was meinen Sie dazu, mein Lieber?

Dieser versetzte nach einigem Bedenken: Wenn es Ihnen Recht wäre: so wüßte ich wohl einen Ort, der ganz eigentlich zur Erquickung gemacht ist. Die vornehmen Kaufherrn finden ihn freilich zu gemein, und viele Reisende mögen von unsrer Stadt zu erzählen wissen, ohne nur den Namen Schneidewall gehört zu haben; doch ist er seit kurzem von bedeutenden Fremden besucht worden. Mir wenigstens ist dort immer zu Muth, als säß ich in einer alten ritterlichen Herberge.

Nur frisch dahin! unterbrach ihn der andre. Mich verlangt sehr danach, wenn sonst der Wein nur erträglich ist.

Und nun schritten beide abwärts gegen den Main, und befanden sich bald in der Nähe eines alten abgetragnen Thurms, wo der Weg zum Schneidewall hinauf führt. Eine Seitenthür des Wirthshauses öffnete ihnen den anmuthig hochgelegenen Gartenraum, wo die Gäste zerstreut saßen und zwischen den Laubwänden unter überhangendem Grün sich an Wein und Gespräch erfreuten.

Unserm Reisenden war es sehr angenehm durch das behagliche Volk zu gehen und zugleich den schönen Anblick zu genießen auf die Stadt, auf den unten fließenden Strom und die reiche mit Gärten und Landhäusern geschmückte Gegend.

Dieß ist also der Ort, sagte er zu seinem Begleiter, den Ihre vornehme Welt vermeidet? Ich bedaure sie, — doch ist diese Filisterei hier nicht allein einheimisch. Und fragte darauf nach mancherlei Dingen in Bezug auf Gesellschaften und Erholungsplätze, welches der Begleiter ihm nach Vermögen beantwortete.

Unterdeß war es am benachbarten Tisch lauter geworden und der Kellner trat heran mit den bestellten Flaschen, fragend, wo er sie hinzusetzen habe. Gleich hier, antwortete der Edelmann. Ich liebe die Gesellschaft, und wenn die Herren nichts dagegen haben, so nehmen wir neben ihnen Platz.

Ei, rief einer von der Gesellschaft, ich denke, wir kennen uns auch schon. Oder hatt'

ich nicht das Vergnügen Sie bei mir zu sehen, als die Sächsischen Truppen über den Rhein zurückgingen? Er nannte darauf eine Stadt jenseit des Rheins.

Der Sachse erinnerte sich augenblicklich des Mannes, und freute sich, so unverhofft seinen ehmaligen freundlichen Bewirther wieder zu finden. Man reichte sich die Hände, und nach einigen Fragen und Antworten sagte der Rheinländer: Es ist doch seltsam, daß Sie mich hier in dem gleichen Gespräch wieder finden, welches Ihre Abreise damals unterbrach. Wir unterhalten uns eben über die herrlichen und doch so unglücklichen Spanier. Eben hör' ich hier Nachrichten über das Verfahren der neuen Regierung, die alle Hoffnungen niederschlagen, die man von der Loskettung des Spanischen Geistes sonst so gewiß gefaßt hatte. Die kirchliche und politische Tyrannei erhebt sich jetzt mehr als jemals, und um so mehr, da sie mit einem Schlage alles vernichten will, was den Menschen an Vernunft und an Freiheit erinnern möchte.

Ja es lautet schrecklich, sagte ein wohlbeleibter Herr, der ihm gegenüber saß. Indeß wundr' ich mich nicht darüber. Ein Volk, das mehrere Jahre weder Herrn noch Ordnung hatte, kann doch so leicht nicht zur Ruhe kommen. Da will Jeder befehlen und Niemand gehorchen, weßhalb man es dem neuen König nicht verdenken muß, wenn er gar strenge Maßregeln ergreift, um nur von den Ueberlästigen frei zu seyn und alles in seine gehörigen Grenzen zu setzen.

Und ich verdenk es wahrlich dem Volke nicht, wenn sich's auf solche Weise nicht fügen will, entgegnete der Rheinländer. Was für Anstrengung hat die Nation gezeigt! wie kräftig hat sie nicht für ihre Unabhängigkeit gestritten! Es übersteigt alle Vorstellung, wenn man liest von der Verheerung, von den Drangsalen und Mordthaten, die sie erdulden mußte.

Desto mehr, fiel der andre ein, hat sie doch wohl nun Ruhe nöthig. Ackerbau und Gewerbe, Sicherheit des Handels und Ansehen

der Obrigkeiten und Ordnung in den Staatsgeschäften müssen wiederhergestellt werden. Der König und seine Rathgeber wissen recht gut, daß die hochmüthigen Cortes und die Schreier in den Zeitungen der alten Ordnung zuwider sind und von seltsamen Neuerungen träumen, wobei nie was Gescheutes herauskommt.

Diese Aeußerung schien den Rheinländer mit Recht zu verdrießen, denn er fuhr rasch heraus und sagte: Und das also soll das endliche Ziel des Kampfes und der behaupteten Unabhängigkeit gewesen seyn, sich wieder einem Despoten in die Hände zu werfen, und das bischen Ruhe und Ordnung mit elender Knechtschaft zu erkaufen? Darum ward das Leben dort so reich und so voll strömend, um nur desto schneller zu versiegen und spurlos im Tode zu verschwinden? Was hat denn jener Prinz gethan, um ein Recht zu haben, die Kräfte und Wünsche der Nation nur auf seine Person, auf seinen barbarischen Willen zu beziehn? Jener Ferdinand, der ohne Schwertschlag des Eroberers Gefangener ward, und nun ge-

lassen zurückkommt, und die Menschheit, die er als sein Eigenthum ansieht, für bewiesene Treue lobt aber mit Verachtung über sie wegtritt, wie man einem wackern Hund sagt, hast deine Sache gut gemacht, nnd ihn dann an die Kette legt. Man sagt, er habe in seiner Jugend groß Vergnügen an Thierköpfen gefunden. Ich glaub' es, denn wäre nur eine Funke von Gefühl, nur ein denkendes Wesen in ihm, er könnte unmöglich mit einem so treuen, so großherzigen Volke eine solche grausame Sprache führen. Mich jammert es, von diesen Einkerkerungen, Verboten und Drohungen zu hören, und wie er öffentlich verkündet, daß er die Meinung beherrschen, und die erweckten Gedanken wieder in alte Faulheit und Dummheit einhüllen wolle, und selbst die fürchterliche Gott und Menschen Hohn sprechende Inquisition wieder auf den Thron setzt.

Wie man nun die Sachen eben betrachtet, sagte jetzt der andre, und klopfte seine Pfeife aus. Glauben und denken steht ja doch einem jeden frei. Ists verboten, über etwas

zu sprechen, so schweigt der vernünftige Mensch still, wobei keiner verliert und der Staat Ruhe hat. Weiß jeder Stand, was ihm gebührt, sind die Abgaben nur mäßig, so hebt sich der Wohlstand wieder und man läßt gern dem König sein Recht, zu regieren. Wer nichts zu verlieren hat, dem sind die wilden Zeiten freilich lieb, weil man dabei gewinnen kann ohne Sorgen und Wirthschaftlichkeit. Die Besitzer müssen in immerwährender Furcht sein, und solchen Zustand der Dinge werd' ich nimmermehr loben und vielweniger wünschen, wie wohl es mir für die Spanier einerlei sein kann, was sie thun oder lassen.

Es gibt allerlei Gottes- und Götzendienst auf Erden, sagte der Rheinländer, aber wer den Magen anbetet, übt den allerschlechtesten, und sechs Jahre schlägt sich ein Volk nicht um Ketten und Spießbürgerei. Es kann mich verdrießen, wenn Jemand aus übelverstandener Besitzrettung und Staatsruhe der Tyrannei das Wort reden will. Mir erscheint ein Charakter aufs abscheulichste, wenn er große

Liebe mit Todschlag vergilt, und nichts anders thut der König von Spanien.

Wenn das ist, entgegnete jener, so bewahre mich der Himmel davor, ihn zu vertheidigen. Aber es kommt darauf an —

Hier fiel ihm ein Bairischer Offizier, der neben ihm saß und ein Verwandter von ihm war, ins Wort: Wozu ereifern und wozu noch weitere Erörterungen! Das beste ist, die Spanier verstehen jetzt das Fechten, und gehts ihnen wirklich zu hart an, so werden sie's zeigen. Wer will sie denn jetzt, wo sie Waffen überall in Händen haben, verhindern, drauf zu schlagen? Thun sie's nicht, so ist es ein Zeichen, daß des Königs und der Geistlichen Anordnungen ihnen gerecht scheinen.

Drum wünsch' ich fast, sagte der Sachse, daß Ferdinand nur immer weiter greife und den echten Wütherich spiele, daß seine Tyrannei recht fühlbar werde.

Ich denke an Filip und Alba, sagte der Rheinländer. Wohin eine Nation von oben

herab gelenkt wird, dahin geht sie leicht. Den Engländern käm' es aber zu, ihr Werk nicht halb zu lassen und die Befreiung Spaniens in der Wahrheit zu vollenden. Ihr Wort mußte gelten, ein großer Anhang ihnen gewiß seyn; denn auf diese Weise haben sie für Spanien nichts gethan und nur gegen die Familie des Korsen gekämpft und gegen das Unheil, was durch den Besitz Spaniens in Napoleons Händen ihrem Handel widerfahren konnte. Nun ist es schon zu spät. Wenn sie auch wollten, es wäre vergebens. Sie haben den König sich zu sehr befestigen lassen, und das große Gefühl, was Europa beschämt anstaunte, wird ohne Rettung niedergeschlagen, entmuthigt, von den Mönchen gestohlen und auf immer eingekerkert.

Was mich betrifft, hub der Baier an — so hab' ich bei den Nachrichten von Zwiespalt zwischen dem König und den Cortes gar nicht an England gedacht, gar nichts von England erwartet. Die Englische Regierung hat ihr Ziel erreicht, wenn die Spannung zwischen Spanischen und Französischen Gemüthern fort-

dauert, und vortheilhafte Handelsverträge geschlossen werden. Man muß die Engländer ehren in ihrem großen Kampf gegen Frankreich; indeß ist schon ein Assiendo-Tractat ihnen lieber als die Freiheit des Spanischen Volks, welche grade solche Tractaten vernichten würde.

Und dann ists besser, setzte der Sachse hinzu, eine Befreiung von innen heraus, als von außen empfangen. Das Furchtbare der Gegenwart verklärt sich in der Zukunft zur erwünschten Nothwendigkeit. Daß jene Cortes schon im Stand gewesen, dem Volke eine gerechte Verfassung zu geben, wiewohl kräftiger und würdiger als das Königsgesetz, bezweifl' ich. Die Wuth der Partheien mit halbhellen Gedanken und kleinlichen Leidenschaften hatte keinesweges ausgegohren. Und dann ist die Frage, ob sich das Volk den Aussprüchen der Cortes gefügt hätte. Es war ihnen das Fürstenhaus geraubt, Recht, Sitte und Ehrgefühl von den Fremdlingen aufs schmählichste beleidigt; das Fürstenhaus mußte nun wünschenswerther seyn als zuvor, und was der angestammte Herr, durch Unglück belehrt und ge-

rührt von der bewiesenen Liebe und Kraft der Nation, ihr bieten konnte, ließ sich als vortheilhaft erwarten. Sein Walten konnte das heilsamste seyn. Je drückender es nun auftritt, je mehr das Volk sich betrogen sieht, desto ernstlicher wird es sich selbst und das Wünschenswerthe erkennen.

Um ein Volk, wie das Spanische in seinem letztern Zustande, der Erkenntniß der Wahrheit zu nähern, bedarf es wohl des entschiedenen tiefen Gefühls, daß eben so wenig der alte Zustand des Reichs als der Einbruch eines Eroberers zu dulden sei, sondern ein Drittes viel Natürlicheres. Und Ferdinand, sobald er das alte Abgestandene, worin die Nation freilich lange Zeit geduldig hinschleppte, das ihr aber unmöglich nach den Erfahrungen der letzten Jahre gefallen kann, wieder aufrichtet und stützt, kommt mir wie ein neuer Federdruck des Schicksals vor, das jenem Volke sich günstig zuneigt und nicht allein den Ruhm einer glücklichen Selbstbehauptung verlieh, sondern noch ein ganz andres Unternehmen in ihm eröffnen und zu eigenthümlicher Gestaltung erheben will.

Sie glauben also, fragte der Rheinländer, daß dieß der Fall sein werde, und selbst dann, wenn die Minister es verstehen, mit ihren teuflischen Künsten den Charakter der Nation zu bändigen, und auszuraufen, was die Zeit pflanzt, da die Wurzeln noch schwach und jung sind?

Jener erwiederte: Die Saat des Zeitgeistes ist nicht wie die des Säemanns; Hagelschlag und Glut vermag nicht sie zu verwüsten, nur innerer Frost allein, aber dann wär' es auch keine wahrhaftige Saat. Und denken Sie nur wieder an Filip. Wo der Geist erwachte, brach er durch. In Spanien schlief er, in Holland nicht. Geschähe was sie fürchten, so wär' es gewiß ein Zeichen, daß Spanien noch nicht befähigt ist, seiner wahrhaftigen Kraft sich bewußt zu werden, daß der schaffende Keim noch in einer dunkeln Masse schwimmt, von Dünkel und Aberglauben umher gepeitscht, und daß kein andres Geschick für die nächstkommende Zeit zu erwarten steht, als ein Hervortreten einzelner Kräfte, Kampf und Ringen mit geistlicher Ge-

walt, und blutige Verwirrung im Innern. Nur vom Religionsstreit kann die wahrhafte Umwälzung des Spanischen Volks ausgehen, denn nur mit der Hierarchie wird die politische Fessel zerschlagen. Tritt der Unglaube dem Aberglauben feindlich gegenüber, so leuchten Lichtblitze der Wahrheit hervor und im wildesten Wetter öffnet sich hier und dort der lichte Himmel der Vernunft.

Der Baier pflichtete dem bei, jedoch mit dem Zusatz: auch an sich würden die politischen Partheien ihre Interessen und Rechte gegen einander messen. Der Spanier habe außer der Religion noch ein politisches Auge, womit er seine Wünsche und den Tyrannen erblicke, und würde das Urtheil über ständische Verfassung nicht vergessen. Italien und andere Lande seyen Beispiel genug, daß mit der größten Devotion sich große Bereitwilligkeit zu Freiheitskriegen gezeigt habe.

Worauf der Sachse antwortete: Wir müssen aber Spanien von jenen Landen unterscheiden. Es ist eine ganze Masse, eine gerun-

dere absolute Monarchie, wo Kirche und Thron unzertrennlich sind und eins das andere hebt und stützt. Sie werden sagen, wenn man den Thron erschüttert wird auch die Kirche beben. Aber die Geistlichkeit reckt ihre Arme durchs ganze Volk und hält die Menschen grade am zartesten Fleck, am Gewissen, fest, so daß Kopf und Arm nur schwach dagegen anstreben. Ist es jetzt an der Zeit, daß viel Gewissen von diesem unnatürlichen Zwang sich losgewunden, so deutet es darauf, daß mit dem Märtyrthume der Vernunft beginnen und auferstehen wird, was durch das Märtyrthum des Aberglaubens zu Grabe getragen war.

Und noch ehe das geschieht, rief der Baier, wird das Volk auf seine Minister und neuen Godoiseelen und seine Grandezza zuschlagen, und eh wir es uns versehen, wird man nicht einen sondern mehrere spanische Könige zu nennen wissen.

Das gäbe der Sache ein anderes Ansehen allerdings! fuhr jener fort. Die Kampfplätze

würden sich sondern, um der Losung der Freiheit Raum und Gelegenheit zu geben. Der Gedanke gefällt mir, scheint mir ersprießlich für Spanien, wie auch ein Diplomatiker die Hände darüber ringen mag. Die einzelnen Theile schössen mit der Zeit schon wieder in einander. Doch wer will sich unterfangen, so scharf in die Zukunft hinauszusehen, daß er die Gegenstände unterscheidet. Höchstens vernehmen wir nur ein Gebrause in der Ferne und ahnden, wo die drohenden Wetter hinziehen. Mit Recht glauben wir das weite große Schicksal zu schauen und aus der Jugendkraft des Volksgeistes läßt sich auf den gütigen Blick desselben schließen; aber die Geschicke, unzählig verschlungen und wechselnd, sind auch dem tiefen Gefühl wie dem hellesten Auge verschlossen.

Spanische Revolution! — rief der Rheinländer, der in ihren Worten Befriedigung zu finden schien. — Ja das unglückliche Volk hat viel geblutet. Mögen sie doch nun auch das letzte freudig dransetzen, weil der Despot es will, und er sey der erste, der mit seiner Macht

es bezahlt. O was müssen die edeln Geister der Vorzeit traurig herabschauen auf ein gedrücktes zerrüttetes Vaterland! aber der Gedanke an sie muß die Herzen entzünden und aufregen zu der kühnsten That, wovor die Kleinler auf Thronen und in Hütten erbeben. Ja, Sie haben Recht. Stimmen, wie die, welche in den Cortes gehört wurden, können unmöglich vergebens getönt haben. Unmöglich ist es, daß nicht viel tausend Männer des Volks sie mit sich umhertragen, gewärmt werden von ihnen, und erhitzt bis zum endlichen Losbruch.

Jener Herr, der sich vorhin genugsam als Freund der thatlosen Ordnung gezeigt hatte, konnte nicht länger zu so frevelhaft scheinender Rede schweigen, und sagte: Es ist wahrlich ein Unglück, daß man heut zu Tage so viel von Revolutionen sprechen hört. Da wird alles gleich beim Aeußersten ergriffen, als wenn nicht so mancher heilsame Mittelweg zu finden wäre. Hör' ich nur das Wort, so kommt es mir schon vor, als säh' ich Mord und Brand in den Gassen, und als müsse jeden Augen-

blick mein Metzger oder Schuster im Generals-hut hereintreten. Revolution! das Wort ist leicht hingesagt, nehmen Sie mir nicht übel, meine Herren; aber was es bedeutet, ist schwer genug, und ein Volk, dem das Ungeheuer über den Kopf kommt, mag sich lieber den jüngsten Tag herbei wünschen. Wenn man mich nur überzeugen könnte, daß ein Volk etwas dadurch gewonnen und nicht alles dadurch verloren hätte!

Wie! — antwortete der Rheinländer — als die Niederländer mit Filip zerfielen und ihre Rechte behaupten wollten, als kräftige Menschen, so wenig Hoffnung gegen die Obermacht vorhanden war, sich zusammenthaten, die Unabhängigkeit des Landes erfochten und den Weg bahnten zu der glänzenden Macht der Republik Holland — war das nicht eine gerechte Revolution, wie nur je eine unter der Sonne? und gereichte sie nicht höher, als alle Erwartung, zum Ruhm des Volks? Und wer hat die Amerikaner tadeln wollen, daß sie ein eignes Besteurungsrecht verlangten, eigne Stimme über des Landes Wohl

und Wehe, und als dies nicht zugestanden ward, sich mit Gewalt losmachten und die stolzen Herren zur Anerkennung ihrer Selbständigkeit zwangen! Ein fast fünfhundertjähriges Glück hat den Muth der Schweizerischen Bergbewohner gekrönt, die es wagten dem Habsburgischen Scepter zu widerstehen und Volksfreiheit zu vertheidigen. — Das waren doch sicher Preise, des blutigsten Kampfes werth. Denn wie Gott dem Menschen das höchste Unsichtbare ist, so ist die Uebung der Freiheit das höchste Sichtbare auf Erden. Da soll er nicht marktten länger mit seinen irdischen Gütern, sondern für die Freiheit gibt er alles und soll er alles geben.

Ist auch oftmals der Welt Lauf so, — fiel der Baier ein. Entsetzlich sind oft die Wirkungen einer Revolution, aber schmählicher noch ist glänzendes Entschlafen eines Volks. Zu Grund gehen muß Vieles, wo Vieles schlecht geworden ist. Die Lust, unnöthigen Zwang sich nicht gefallen zu lassen, ist bei den Gehorchenden eben so groß als bei den Herrschern, mit dem Unterschied, daß die letztern

nicht begreifen können, wie die Ersten auch Befugniß haben, Ansprüche auf Rechte im Staat zu machen. Die meisten Regierungen haben, sprechen sie's auch nicht aus, keinen andern Begriff von ihren Unterthanen, als Napoleon, der sie wie Zahlen betrachtete, die man geschickt zu politischen Combinationen benutzen müsse. Dagegen sträubt sich aber der rechtliche Sinn, wie er sich sträubt gegen den selbstischen Geist, der alles auf sich berechnet und Glück und Unglück der Völker nur nach der Ebbe und Flut seiner eignen Geldsäcke und Vorrathskammern, oder seines Einflusses bei Hofe und der gnädigen Mienen des Oberherrn abmißt, und von so vielfachen Antlitzen und höllischem Wesen ist, daß man Felsen und Berge auf ihn stürzen kann und er reckt noch die Tatze darunter hervor. Diesen selbstischen Geist — wärs möglich, müßte man, da wo er den Lebenskern hat, zerschneiden, und da es nicht möglich, eine solche schreckbare Wache um ihn aufstellen, daß er nicht hervor kann ans Tageslicht. Wo soll man aber die Wache hernehmen, wenn es nicht die Arme des Volkes sind? Drum, macht man's dem Volke zu

kraus, so wird es endlich wild. — Wer vorm bloßen Schwert erschrickt und ein Compliment macht, lieber Vetter, der ist freilich nicht zu Revolutionen gemacht, aber ein braver Kerl scheut nicht, sein Leben dran zu setzen, sobald es gegen Tyrannen zu Felde geht, gegen fremde oder eigne. Das muß selbst ein Baier, wie wir, gestehen! —

Es scheint, hub der Sachse an, bei alle dem, als sey eine Revolution stets mit Schrecknissen umringt, wie das Medusenhaupt mit Schlangen, welches doch im Wesen der Revolution selbst nicht liegt, sondern durch Umstände erst entsteht. Es ist gewöhnlich der Widerstand dagegen, welcher heftiges Reiben und durch Reiben Entzündung verursacht. Man hat Revolutionen oft mit dem Ausbruch der Vulkane, mit den Stürmen und Gewittern der Luft, und mit dem Kampf der Elemente verglichen, welche doch im großen Reich der Dinge so nothwendig erscheinen; und mit gleichem Recht sind sie chemischen Zersetzungen und Mischungen, dem Wechsel der Jahreszeiten und dem Für und Wider zu vergleichen, wel-

ches als ewiges Gesetz der Selbsterhaltung bewährt ist. Was ist Revolution anders, als Umwandlung des Bestandenen, wild oder milde, zu kleinem oder zu großen Zweck, mit glücklichem oder unglücklichem Erfolg, mit weisem oder thörichtem Anfang, aus Durst nach Rache und Befriedigung elender Leidenschaften, oder aus Erhebung der Menschennatur hervorgehend? Und danach sind sie wünschenswerth oder nicht, zurückschreckend oder anlockend. Ein jedes Werk von Menschenhänden geschaffen, bedarf der Erneuerung, und die Menschheit bedarf es, immer neue Werke zu schaffen. Um alte Himmelspyramiden der Wissenschaft und Kunst windet und rankt sich der erschlaffte Verstand in die Höhe und vergißt, stolz auf seinen Besitz, daß aus ihm selbst nichts geworden. Eine regsame reiche Seele baut sich eigenthümlich hinauf, und die kühne neue Unternehmung erweckt die Gemüther umher und feuert zum Nacheifer an. Stillstand, sagt man, ist Rückschritt. Ersetzt ein rührsames Wesen nicht seine Kräfte und bewegt sich wachsend fort, so geht das Leben verloren und das Wesen wird todte Form und löset sich auf. In

unendlicher Gestaltung muß die Menschheit sich erhalten, und in fortlaufender Kette aus einer Erzeugung sich die andre entwickeln und ein geistiger Lebenssaft das ganze Getriebe der Staaten und Völker in immer größerer Fülle und größerer Kraft durchströmen. Und was erzeugt diesen Lebenssaft und diese Lebensluft voller, als eine durchgreifende Revolution, und wehrt kräftiger den Krankheiten und der Erstarrung?

Lebensluft und Todtengruft! — unterbrach ihn der wohlbeleibte Herr — das reimt sich und dreht sich. Ich möchte nicht untersuchen, welches von beiden die so beliebte Revolution am meisten mit sich führe.

Ist ja auch klar, entgegnete der Sachse; denn die rechte Revolution wird das Abgestorbene und Faule in die Gruft schaffen, damit keine Pest entsteht, dem jungen und rüstigen Wesen und der großen Gesinnung aber Lust und Muth, sich zu tummeln und zu verbreiten.

Um nicht wieder von Gewinn und Verlust zu reden — fieng jener wieder an — so sagen

Sie mir doch, wie's zugeht, daß einige Revolutionen, wie die, welche vorhin erwähnt wurden, den Völkern die gehoffte Freiheit gaben, und andre, wovon sich auch Beispiele aufzählen ließen, graden Wegs in Sklaverei führten oder in monarchische Verfassung? Daraus läßt sich vermuthen, daß es mit dem gerühmtem Revolutionwesen ziemlich ungewiß und zufällig ist, wie mit andern Unternehmungen auch; und so denk' ich wohl nicht mit Unrecht, daß gehörige Ordnung und verständig berechnete Umänderung des Schlechten sicherere Zinsen eintrage, als wenn man sein Kapital an solche große windige Speculationen wagt, die noch oben ein höchst gefährlich sind.

Der Sachse erwiderte: Gehörige Ordnung und verständige Umänderung sind auch von je die Mittel gegen alle gewaltsame Revolution gewesen, und wo der unbestechliche Verstand herrscht, da ist dem Reich der Ungerechtigkeit und der schmutzigen Leidenschaften wie verrätherischer Handhabung der Menschheit ein Ziel gesetzt, und eben das beabsichtigt eine wahre Umwälzung, wenn ruhige Ordnung nicht das

Mittel dazu bietet. Auch ist es nicht eben dieselbe Revolution, welche nach Zufall Sklaverei und Freiheit hervorbringt, sondern in ihrem Keim und der Verschmelzung seiner Form mit seinem Wesen liegts, ob sie eins oder das andre erschaffen wird. Sie haben Recht, es gibt Umwälzungen und fürchterliche Ereignisse, welche die Stockung des Blutumlaufs im Staatskörper nach sich ziehen; es gibt aber andre, welche das Gegentheil bewirken. Umsturz der Thronen, Aufstand der Kriegsheere, Aristokratenkampf, welch andrer Gehalt ist in ihnen als Herrschsucht und Befriedigung wilder oder versteckter Begierden, Rache für empfangene Beleidigung und höchstens Erbitterung wegen Ungerechtigkeit, die Einzelne erduldeten. Aber jede Revolution, die aus dem Gefühl der verletzten Rechte eines Volks hervorgeht, oder aus dem Drange nach Umwandlung der Verfassung und Behauptung der Selbständigkeit, gewinnt einen höhern Charakter, und wird zur Staatenbildung unumgänglich nothwendig. Schon Kraftäußerung an sich ist schön, wie viel mehr, wenn sich eine Masse sonst gedrückter Menschen durch sie erhebt und

nach einem herrlichen Ziele ringt, und bewährt, daß Kopf und Herz noch nicht im faulen Sumpf verstockt worden. Wie in jedem Menschen das Gefühl des Göttlichen ihm angeboren wohnt, zu tausendmalen entschlummert, oft in ganzen Menschenhaufen ausgerottet scheint, und doch ewig aufs neue wieder hervortreten muß, so lange nur die Erde Menschen trägt, so ists auch mit der Idee der Freiheit. Aus dem tiefen Sitz des Willens tritt sie hervor in die äußere Gestaltung, in das Werk der Menschen, in Gesellschaft und Staat. Erscheint sie hier und wird der Mensch sich ihres Anblicks bewußt, wie vermag er da noch auf ein Pflanzenleben zu rechnen, auf ein ruhiges Saugen, Wachsen und Hinblühen? Muß nicht das Böse zertreten werden, wenn die Stimme des Guten sich reinigt und aufmacht? und wenn Knechtschaft mit Freiheit auf Erden ringt, so liebt man ewig die Freiheit und haßt die Knechtschaft.

Schrecklich genug, daß die schöne Tugend der Geduld so oft zum Laster eines Volkes wird, daß man die Menschen blenden und zur Be-

friedigung vornehmer Lüste gebrauchen kann, sie zur Schlachtbank führt, wie zum Possenspiel der Adressen Erleuchtungen und Processionen, daß man ganze Völker zu Maschinen macht, die der gekrönte Herr nach Belieben aufzieht und jeden der sich rührt, auf Assperge und Bastillen schickt. Eine solche Zeit ist so unmenschlich schlecht, daß ich die wildeste Bewegung ihr vorziehe; ja eine Cromwelliade möcht' ich eher gut heißen, worin sich doch Begriffe ausſäeten, die für Englands Glorie und nachmalige Verfassung von der größten Wichtigkeit waren. Als Erneuerung an sich, als reinigender Nordost hat sie Werth, als Brownische Theorie ausgeübt von der Hand des Schicksals; und muß nicht eine Despotie, oder eine aus unzähligen Privilegien und Usurpationen zusammen- oder auseinander geronnene Staatswelt noch eher ein solches Reizmittel bedürfen, wenn selbst die trefflichsten Einrichtungen dem Loose der Veraltung nicht entgehen konnten! Sehen Sie auf die Gesetzgeber der Griechen, auf Solons und Lykurgs Werke. Wie verschieden sie waren, welche Frische und Stärkung verbreiteten sie, welche

Saat von Thaten und Gedanken, und welcher Glanz strahlte um die Krone des Erwachsenen. Auch das starb, auch das Herrlichste, das Blühendste — es verging. Einen neuen Reiz verlangte die erschlaffte Menschheit. Was aus der Natur nordischer Völker in Verschmelzung mit südlicher Art und Gesetzen und asiatischer Religion, aus diesem seltsamen Amalgam auf verschiedenen Boden unter anderm Himmel hervorging, zeigte sich bald in ungemeiner Kraft im mannigfaltigsten Schimmer, in Reichthum, Freiheiten und Würde. Doch nach und nach schleicht sich in das vielköpfige, vielarmige Gemisch ein unerhörtes scheidendes Wesen, so daß eine Gährung sichtbar wird, und eins mit dem andern sich nicht mehr gatten, ja nicht neben ihm bestehen will. Da ist Unordnung, was noch jüngst Ordnung, Last, was beflügelte, verrucht und verachtet, was in Glanz und Anerkennung sich bequem fühlte. Man wird es inne, man ändert und flickt, aber wozu, als das Formenwerk nur noch buntscheckiger zu machen, während kleine vorher unbeachtete Theilchen wachsen, andre träg versinken und aus der Asche des entschlafenen

Geistes neue Ideen aufsprossen, die gleich der lichten Wärme des Frühlings in die frostigen Köpfe und Herzen einziehen und sie erwärmen und beleben, bis ein Genius auftritt und alles aufruft, das geahndete Gut zu erfechten.

Hätte Luthers Schöpfung mit der gewaltigsten Anstrengung zerdrückt werden können? Viele behaupten es, als wenn der große Mann allein der Zauberer gewesen wäre, der seine Geister aus dem Abgrunde heraufbeschwor. Aber grade, daß man solchem Beginnen sich widersetzen will, daß Regierungen Stillstand gebieten in einer Zeit, wo allgemeine Erregung der Menschheit so nothwendig wird, wie die des Weins im Fasse, das ist es, was den großen Erregungen oft eine furchtbare Wirkung gibt, das ist es, weshalb der Name Revolution so Manchem entsetzlich klingen muß.

Eben begann der Baier dem Redner seinen Beifall zu geben und der Rheinländer, das Gesagte auf das teutsche Vaterland anzuwenden, als der dicke Herr um Erlaubniß bat, einige Bemerkungen machen zu dürfen. Er sagte darauf:

Ich glaube Ihre Vertheidigung der Revolutionen ziemlich begriffen zu haben, wie einer, der an seine vier Pfähle, an sein bischen Hab' und Gut denkt und am liebsten Ruhe und Ordnung darin haben möchte, solche Aussprüche begreifen kann. Ich habe häufig von Ideen und Zeitgeist gehört, und dabei ist es mir vorgekommen, als wenn die Leute selbst unter einander nicht eins waren, von welchen Ideen und von welchem Zeitgeist sie eigentlich redeten. Soviel aber war gewiß, sie sahen die Welt nicht wie sie wirklich ist und wie sie ewig bleiben wird troz allem Filosofiren und Träumen von Vollendung und Seligkeit und Himmel auf Erden und wie das weiter heißen mag. Ich bleibe nun einmal der Meinung, daß vom Volke nichts Gutes ausgehen kann. Viel Köpfe, viel Sinne. Das Volk muß regiert werden von oben herab, nnd wenn auch manche Fürsten und Minister nichts taugen, was ich gar nicht abstreiten will, so hat man doch Hoffnung, daß einmal andre an ihre Stelle treten, die es besser machen.

Ich bitte dich, — fiel ihm der Offizier ins Wort — rede mir nur davon nicht und bring

nur deine Lobreden nicht ans Licht, denn ich weiß schon, daß da von den frühern Decreten unsrer Regierung und von dem wohlthätigen Aufklärungssystem allerlei zum Vorschein kommt, wobei mir der Kopf warm wird, wenn ich dran denke, was daraus geworden ist. Und vor allen schilt mir das Volk nicht, wenn ich nicht auch auf mein Leib-Kapitel kommen soll. Wir wollen hier sämmtlich unter Volk nicht die Gassenkehrer verstanden wissen, wiewohl sie auch Menschen sind. Und mit der Hoffnung auf beßre Fürsten, auf beßre Zeiten — Gott im Himmel, soll denn die Menschheit nichts besseres seyn, als müde Waschweiber, die Abends auf der Ofenbank sitzen und über Zucker und Kaffee jammern? Hat denn nicht jeder einen Kopf auf dem Rumpfe, ein Herz im Leibe und zwei Arme dazu! —

Nun und was aus den Ideen von Menschheit und Rechten herauskommt und aus Volksversammlungen und Nationalbeschlüssen — antwortete jener etwas beleidigt — davon brauchen wir die Beispiele nicht weit herzuholen. Hat doch keiner vorher der französischen

Revolution erwähnt, aus Furcht vielleicht, seine eignen Meinungen und Behauptungen damit zu schlagen, so erlaube man mir denn, davon zu reden und an jene berüchtigte Nacht zu erinnern, wo alle Vorrechte und Privilegien abgeschafft wurden, und der Bauer dem Edelmann gleich wurde. Da sah man gewiß Begeisterung in Menge, und alle Welt war voll davon. Mancher vernünftige Mensch hatte sein Bedenken dabei und wagt' es kaum, sie zu sagen. Nun haben wir aber die Folgen davon erlebt und selber empfunden, dächt' ich.

Der Sachse entgegnete: Es ist wahr, die Französische Revolution kann man das helleste Beispiel nennen, wie eine Wiedergeburt des Volks nicht seyn söll, und dennoch gibt sie die gegründetste Hoffnung, daß einmal eine vollendete Staatsumwälzung in irgend einem andern Volke, das mehr Festigkeit und Größe in sich trägt, möglich sey. — In keiner Zeit, unter keinem Volke ist wohl ein so wichtiger Zeitpunct für die erhabensten Entwürfe gewesen als in Frankreich zur Zeit der états généraux. Das Drängen der Verhältnisse, das

Zwingen der Machthaber, das Interesse der Partheien und Stände, die einseitige Ansicht der Gesetzgeber selbst mußten von je die denkendsten Köpfe mit ihren Planen von Staatswohl ins Traumreich zurückscheuchen. Dort aber zum erstenmal gab eine ganze Nation ihre verjährtesten Rechte und Bräuche und Himmel und Erde hin, um sich durchaus neu zu gestalten. In den Händen der Abgeordneten aller Provinzen lag das Heil von fünf und zwanzig Millionen Menschen. Und unter dieser Schaar von Gesetzgebern, wo alle Gefühle, die verschiedensten, sich gegenseitig ergänzen konnten, pries man sich glücklich rein von Vorurtheil zu seyn und fühlte sich zu der Würde berufen, der Welt ein ungeheures Problem zu lösen. Kein Wunder, daß unzähligen Menschen im fernsten Auslande das Herz dafür schlug. Köpfe aber, welche geübt waren, Charaktere der Völker zu durchblicken, welche die Einseitigkeit Französischer Denkart kannten, mußten es bedauern, daß ein so wichtiger Zeitpunct, wie ihn der Himmel nicht in Jahrtausenden gewährt, grade jenem Volke zu Theil ward, welches mit einem tiefflutenden Wesen

nichts anders zu beginnen weis, als es mit Heftigkeit in brausenden Schaum aufzulösen. Eben dadurch hat sich das Französische Volk in seiner natürlichen Nichtigkeit gezeigt, daß es in seiner höchsten Begeisterung nur ein erbärmliches Nichts zu Tage förderte. Sie dürfen also Frankreich nicht einwenden. Wir sahen dort nur chimärische Begriffe von Freiheit und ein Losreißen von allem, was von je in guter und böser Zeit dem Volk heilig und nöthig gewesen, eine Auflösung aller Rechtlichkeit, aller Liebe zu Gott und den Menschen. Angebetet ward der affenmäßigste Genius, den ein unreines Zusammentreffen entgegengesetzter Elemente hervorgebracht, um mit Sünd' und Tugend, Lieb' und Frechheit, Erhabnem und Gemeinheit, mit Religion und Gottlosigkeit gleichgültig zu spielen. Alle Entdeckungen im Reich des Wissens hatten nur dahin geführt, die Thorheit alles höhern Daseyns zu erklären, und ihren zweideutigen Witz, ihre sogenannte Vernunft als das Höchste anzuerkennen. Im Système de la nature verrauchte, was von edlen Herzen und denkenden Köpfen früherer Zeit noch Empfundnes und Gedachtes vorhan-

den war. Oberflächlich schöpfend von dem nur in der Tiefe Begeistrung wahrendem Dichterquell, nur eilends hinschauend in die Gewinde der Weisheit, priesen sie dem Volk was sie gesehen und reichten die vermeintliche Frucht vom Baum der Erkenntniß überall umher. Und nun unter Leitung und Gebot des überall mitschwatzenden Pöbels, in Mitte der verbrecherischen Hauptstadt — was konnte da geschehen! Ungestraft wird so nicht der Hefen des Volks zum Wächter der Verfassung gesetzt und ein altes Staatsgebäude umgestürzt, eh ein neues vorbereitet ist und Stück für Stück mit dem alten vertauscht werden kann. Ungestraft wird so nicht ein verrücktes Spiel mit den herrlichsten Geburten der Menschheit getrieben und eine höchst ungerechte Gleichheit gepredigt, in welcher die schöne Ungleichheit der menschlichen Natur nur verzerrt und in den heftigsten Erscheinungen sich Luft machen konnte.

Was kann auch von den Franzosen Gutes kommen! rief der Baier. Wir haben das Gezücht nun zum Tempel hinaus getrieben und

müssen jetzt sehen, wie wir ihn wieder reinigen, abwaschen, was sie dick genug angeklekst, die umgestürzten Säulen und Altäre wieder aufrichten und lüften, damit ein ehrenwerther Mann mit Lust drin sich ergehen und Gott danken kann, und die ehrwürdigen Bilder der Vorfahren wieder mit zufriedner Miene von den alten Nischen herabschauen mögen.

Es wird einem auch nicht wohl dabei, setzte der Rheinländer hinzu, sich weiter dran zu erinnern, wie die Republikaner alle Welt nur zum Besten gehabt und uns unglückliche Rheinländer vor allen andern. Mich bewegt vielmehr der Gedanke einer vollkommenen Revolution, einer wahrhaften Wiedergeburt einer Nation, denn daß es in Teutschland nahe sey einer solchen Zeit, bin ich überzeugt, und daß nicht bloß die Spuren der fremden Unholde in unserm Tempel ausgelöscht werden, sondern ein ganz neuer errichtet werden muß.

Wobei der alte große Umriß und viel erhabnes Säulenwerk stehen bleiben kann, sagte der Sachse; denn unstreitig ist diejenige die

edelste und reinste der Revolutionen, welche aus den Ideen von wahrer Freiheit und Volksfestigkeit sich entwickelt, jedoch auf den natürlichen Charakter des Volks sich stützt, wie er in der Urzeit und in dem Jahrhundert der größten Kraft sich offenbart hat.

Recht so! — rief der Baier aus. Das letztere ist das Hauptstück, sonst möchte das erstere nur auf Glatteis gehen.

Ja die Teutschheit muß uns bleiben, fuhr der Rheinländer fort. Was haben wir mehr nöthig, als zu den herrlichen Kaisern zu der ritterlichen Kraftwelt und den städtischen großartigen Bünden zurückzusehen, wo sich der Mangel der jetzigen Welt offenbaren wird. —

Nur nicht einseitig, nur durchblickend, worin der Zusammenhang alles dessen lag, — unterbrach ihn der Sachse. Vergessen sie auch nicht das erstere, wenn das letztere zu blendend anzieht. Die Formen waren mächtig, weil der Geist darin mächtig war; aber ein anderer Geist bringt anders gestaltete Formen

hervor. Was jenen zum Grunde lag, die Natur des Volks, muß ausgeschieden und in seiner durchdringenden Kraft wiederhergestellt werden.

Wie so? fragte der Rheinländer.

Und jener antwortete: Man spricht oft von Gesetzen allgemeiner Menschenbildung. Nun läßt sich nicht läugnen, daß es eine Entwicklungslehre für das geben könne, welches dem ganzen menschlichen Geschlecht zum Grundgepräge, zur Unterscheidung von allen übrigen Geschöpfen dient. Diese Lehre, streng gehalten, soll sich aber nur als Vorhof einer Volkbildungslehre betrachten. Denn ihr gegenüber steht die mannigfaltige Organisation der Einzelwesen, und die heilige Abmarkung der Nationen, unwiderruflich gezeugt durch die Natur der Länder, durch die ersten Begriffe der Religion und Sitte, durch unzählige Strahlenbrechung und Rückwirkung derselben in Folge der Zeiten. Schreitet die Ausbildung dieser Urstoffe eines Volksthums aus ihrer eignen Mischung fort zur Verzweigung der Stände, zu geordneter

Staatsverfassung, zur vielfachen Blüthe des Geistes und zu vaterländisch großem Selbstgefühl, so können wir diesen Fortschritt einen natürlichen nennen, und den Charakter des so gebildeten Volks einen natürlichen. Oft aber wird er durch gewaltsame Angriffe, durch Einwirkung eines ihm fremdartigen Geistes früh schon zu verkehrter Bewegung gezwungen, oder auch unter der Fülle des eindringenden Fremden und des im eignen Volk aufschießenden Verderbens gedämpft und zerdrückt. Dann ist es des Gesetzgebers Sache, der Liebe zu seinem Volk im Herzen trägt und die Eigenthümlichkeit desselben zur höchsten Vollendung steigern möchte, jenen unglücklichen Charakter aus seiner Verhüllung hervorzuhelfen und ihn zu reinigen und zu stärken. Mit der im Reich der Erfahrung und der Gedanken geläuterten Idee der trefflichsten Verfassung wird er ihn vermählen, damit eins ins andre sich verschlinge und die schöne Geburt einer dauerhaften glücklichen und glänzenden Zukunft verkündige.

Der Rheinländer, von dieser Vorstellung bewegt, konnte sich nicht enthalten, sie zu rüh-

men, und durch wiederholtes Nachbilden sich recht zu vergegenwärtigen. O dieß Glück ist zu schön, rief er endlich aus, als daß nicht tausend Erdenwürmer es mit Füßen von sich stoßen sollten. Ich sehe schon gewisse Gewalthaber, denen solche Unternehmung ein Greuel ist, mit der größten Anstrengung dagegen wirken und alles mögliche Haken- und Schlagwerk in Thätigkeit setzen, um sie im Entstehen zu zermalmen. Wahrhaftig, es gibt kein edleres, kein gerechteres Werk der Umwälzung und mein armes zerrüttetes teutsches Vaterland sollte Gut und Blut dran wagen, es zu erringen Gott im Himmel! Was uns so nahe liegt, was nur auf uns ankommt es ins Werk zu richten — warum soll und muß das nur Ideal seyn, und ein Ideal, zu dem es sogar verboten ist, hinan zu klimmen! Es ist entsetzlich.

Nil mortalibus arduum est! sagte der Sachse und stand auf, da er einen Bekannten zu bemerken glaubte, der so eben vor unsrer Gesellschaft vorüber gegangen war. Zugleich hörte man fröhliche Musik und jauchzende

Stimmen, die immer näher kommend von unten herauf tönten und viel Neugierige nach dieser Seite des Gartenraums hinlockten. Wie es schien, war es eine Hochzeitgesellschaft, die den Main hinaufschiffte und nach ehemaliger Art schmuckreiche bunte Bänder von der Segelstange, wie von den Hüten der Männer und Frauen flattern ließ. Mehrere begrüßten sie von oben mit Scherzen und Zurufen, welches mit schmetternden Trompetentönen beantwortet wurde.

Das gefällt mir, rief der Baier, so ists recht! Das junge Völkchen mag jetzt unbekümmert Hochzeit halten, denn heut und vorm Jahr ist ein Unterschied.

Ja, sagte der Rheinländer, die Frankfurter haben überhaupt gut singen, indem es wohl keiner andern teutschen Stadt in dieser Zeit so wohl geworden ist. Ihr Loos ist entschieden, die alte freie Verfassung wieder hergestellt, und was läßt sich in der Zukunft nicht von Glück und Freiheit des Handels erwarten. Wie in ältern Zeiten Kaiser ihre Reichsstädte

besuchten, Vorrechte gaben oder bestätigten und den Verkehr schützten gegen Eingriffe der Fürsten und Ritter, so sind auch hier die vornehmsten Fürsten prachtvoll eingekehrt und gewiß nicht ohne Großmuth weiter gezogen. Aber auf gleiche Art sollte man in ganz Teutschland verfahren, jegliche Tyrannei, die in der Franzosenzeit sich erhoben hat, stürzen, die alten Rechte des Volks wieder herstellen, und wie man hier den Frankfurtern eine freie Stimme gelassen hat, so auch andre Völker drum befragen, was ihnen recht sey.

Da geschähe wirklich etwas Neues unter der Sonne, — entgegnete der Baier. Das Umgekehrte läßt man sich eher gefallen; es müßte denn die Umkehrung mit großer Faust an die Thronstufen greifen, da ists etwas anders.

Glauben Sie, daß es dahin kommen werde? fragte der andre. Liegt nicht Teutschland so auseinandergeworfen da und wartet ruhig ab, was für ein Loos fallen wird?

Ruhig? — sagte der Baier. Da müssen Sie wenig Theile von Teutschland betrachtet und wenig Bauern, Bürger und Edelleute gesprochen haben. Allerdings gibt es große Fürstenthümer, wo man den Mund nicht öffnen darf. Mit der Maulsperre ists aber wie mit der Handelssperre, man treibt desto mehr Smuggelei, und unter den Conterbandirern gibt es verwegene Gesellen.

Doch alles nur Worte, keine Thaten! sagte der andre. Und der Baier erwiderte: Mit den Thaten hat es auch noch Zeit. Man muß erst erwarten, was für die Zukunft entschieden ist. Und doch könnt' ich ihnen schon Worte mittheilen, die für Thaten zu rechnen sind. Wenn Hessen-Casselsche Bauern laut vor Gericht ausrufen: Wenn's nicht anders wird, muß man revolutioniren! — so tritt doch wohl der verborgene Grimm keck genug hervor. Und so ists in einem großen Theil des teutschen Reichs. Das Volk fühlt so stark, wo es gedrückt wird, es ist so aufgeregt und waffenlustig — viele Fürsten haben so ganz und gar das Vertrauen der Unterthanen verloren —

ich versichere Sie, wenn der Zeitpunct der Französischen Revolution nicht vor 20 Jahren gewesen wäre, sondern jetzt, halb Teutschland öffnete die Arme den Republikanern, um seine Plage los zu werden.

Der Rheinländer: Das mag seyn. Es offenbart sich gewiß nirgend so stark als bei uns am Rhein, aber —.

Der Baier: Bei Ihnen? Wenn das ist, was soll man von uns und andern sagen! Haben Sie doch einen Fürsten erst zu erwarten. Und eine mäßig erträgliche Constitution scheint sogar möglich für jene Länder, während bei uns der Despotism völlig da steht. Ihre künftige Regierung kann und darf nicht anders als milde zu Werk gehen, denn ihr Land bleibt die Grenze, und was steht zu erwarten, sobald dort ein neuer Krieg ausbricht?

Der Rheinländer: Dasselbe, was in andern Ländern zu erwarten steht. Zieht etwa die Badner oder Nassauer Regierung solche Ansichten in Berathung, so gewiß sie auch sind?

Der Baier: Verjährte Thorheit macht sie sicher. Ein neuer Fürst muß anders verfahren.

Gut! rief der andre. Daß sie Recht haben, will ich von ganzer Seele wünschen. Die Rede aber war vorhin von allgemeiner Gährung, dem ich gar nicht widerstreiten wollte. Was frommt sie aber, da alle Theile so zerstückt liegen und nicht durch ein gleiches Wollen, durch Liebe der einzelnen Teutschen Völker zu einander verbunden sind. Mag auch in ein und anderm Lande der Volksaufruhr ausbrechen, was hilft es, wenn die Nebenländer ruhig bleiben! Die Gewalt würd' ihn dämpfen und nur noch drückender sich über das unglückliche Land hinstrecken.

Der Baier erwiderte: Ich gestehe Ihnen, daß ich anders denke und mehr erwarte von den Teutschen, und habe meine guten Gründe dazu. Das Gefühl, daß man unterdrückt ist, und das heftige Verlangen nach alten Rechten und Freiheiten, wie nach Abstellung tyrannischer Verordnungen und willkührlicher Abgaben, ist allen unsern Völkern — kann ich auch

Preußen und Oestreich und einige kleinere aus-nehmen — gemeinsam. Bricht es nur an einem Orte mit rechter Kraft los, so treibt der Sturm ohn' Aufhalt über die andern hin. Sie haben die Ansicht des Sachsen vorhin gebilligt über das Wesen der Revolutionen —

Allerdings! sie war vortrefflich, — unterbrach ihn der andre, — sie sprach es aus, wonach die Menschheit sich sehnen muß, sobald ihr der Werth davon bekannt ist. Doch ist das der Fall? ich bin leider zu sehr überzeugt, daß unser Vaterland unendlich fern von der Ausführung solcher Idee ist.

Unendlich fern? nein, das nicht! erwiderte der Baier. Es sieht wohl jetzt so aus, in der trübseligen Lage, worin wir uns erblicken müssen, kann aber näher seyn, als man denkt. Ein Fürst freilich, wie jener, der nach langer Verbannung und endlicher Rückkehr thut als wenn die Weltgeschichte sieben Jahr geschlafen, und der nun bald wieder alles in seinem Lande so zu sehen hofft, wie es vorher nicht zum besten gewesen; oder ein

Fürst, wie jener, der gegen seinen vaterländisch gesinnten Unterthan, weil er von Teutschheit gesprochen und nicht von Wirtembergerheit, ergrimmt und erklärt, er werde dergleichen Gesinnung in seinem Staate zu unterdrücken wissen: von solchen Herrn ist nicht zu erwarten, daß sie die Hand bieten werden zur Erschaffung eines neuen großartigen Staatenwerks. Das erfordert Fürsten, deren Geist erhabene Gedanken zu fassen und auszuführen vermag. Und wär' es denn unmöglich, daß auf der langen teutschen Fürstenbank kein einziger säße von dieser Art? oder keiner, der wenigstens Männern wie Stein, Humboldt und andern offnes Ohr liehe und sich mit ihnen zur Ausführung aufmachte? — Wie unser Bairisches Ministerium die Sachen betrachtet, darüber gibt nicht blos die vergangene Zeit, selbst das Manifest, worin die Verlassung vom französischen Bund verkündet wurde, das helleste Licht.

Wie so? fragte der Rheinländer. Ich erinnere mich dessen nicht. — Man muß es ganz lesen, erwiderte der andre, um Ton, Gesin-

nung und Entschuldigungsart recht aufzufassen, die sich in der Teutschen Sprache gar nicht blank und baar geben wollen. Mir fiel nur eben jener Satz ein, wo es heißt: „diese Vereinigung von Souverains (der Rheinbund nemlich) nahm die Form einer Verbindung von der Art an, wie die deutsche Geschichte davon mehr als ein Beispiel darbietet.“

So? sagte der Rheinländer. Das ist ja schön, daß man Beispiele in der Teutschen Geschichte aufsucht, und sich darauf beruft. Es gibt aber noch andre Beispiele in der Teutschen Geschichte, die nicht so reizend unteutsch sind, wie jenes. Wie wär's, wenn das Reichsoberhaupt jenes alte Recht wieder in Ehr und Würden brächte, und ungehorsame Fürsten ihrer Lehen verlustig erklärte!

Mich ärgert's — sagte der andre — als Baier und als Teutscher zugleich. Es ist noch ein Trunk aus jener verwünschten schwarzen Quelle, die soviel Unheil über Teutschland ausgeströmt hat. Wenn man das Unheil haßt, wenn man erklärt, man habe nur nothgedrun-

gen sich an Frankreich angeschlossen, warum schirmt man sich noch mit einem andern unrechtmäßigen Beispiel, warum wirft man nicht verächtlich von sich, was nur Geschenk des Despoten und frevelhafter Erwerb war, warum zertritt man die Kronen nicht, die der Eroberer an seine Vasallen spendete? Und fort mit dem Königstittel! Das Wort Königl. Bairische Truppen war mir und andern in der Seele zuwider. Ich bin ein Baier, und habe redlich an meinem Vaterlande gehalten und habe ihm gedient nach Kräften; aber beim allmächtigen Gott! ich bin unter den Ersten, die das Schwert ziehn gegen die Minister, die nicht des Teutschen Volkes Freiheit und Würde anerkennen wollen. Meinem Fürsten bin ich treu, wie ich geschworen, und meinem Kronprinzen bin ich mit Liebe zugethan, aber jene verblendeten Köpfe, jene verstockten Herzen, die unsre Regierung misleiten, jene französischen Nachtreter — die sind mir zuwider. Und wie ich, so spricht unser Volk. Teutsch wollen wir seyn und echte Baiern dazu, aber der Edelmann und Bürger und Bauer soll eine freie Stimme haben, das wollen wir. Daß

es unmöglich wird, uns wieder an das verrätherische uns verachtende Ausland zu ketten, das wollen wir. Wir hatten ja wahrhaftig alle Ehre vor den Teutschen verloren. Sagte einer in Preußenland: das ist ein Baier! so murmelten die Leute grimme Worte zwischen den Zähnen und konnten sich nicht enthalten, auszuspeien. Ein jeder brave Baier muß unsern Wrede preisen, daß er uns nach Hanau führte in die Bluttaufe, um die mit Recht zürnenden Preußen und Oestreicher uns zu versöhnen. Aber der Druck, den mein Volk duldet, kann und soll nicht mehr bestehen. Das Hofgeprunk, das geheime Belauern, das Verbieten dessen, was man nicht sprechen und lesen soll, das Visitiren und das Aussperren gegen ander Teutsches Volk muß ein Ende haben bei uns wie bei andern.

Das ist es, rief der Rheinländer aus, was jedem Teutschen von Nord nach Süd zum Ekel geworden, was schnurstracks allem Teutschen Sinn zuwider ist. Ständische Verfassung, Freiheit der öffentlichen Meinung, Milderung der Abgaben, brüderliches Band der

Teutschen Völker, weß Stammes sie sind und freier Verkehr unter uns — Millionen sprechen diese Wünsche aus; aber damit ist noch kein Schritt gethan, sie zur Erfüllung zu bringen. Ehe nicht die Wünsche eine Idee werden, welche die Gemüther beherscht und zur That entzündet, halt' ich auch Teutschland nicht reif zu einer großen Umwandlung.

Der andere entgegnete: Muß denn das Große gleich in seiner Größe dastehen, oder erst aus Kleinem erwachsen? Unsere Völker sind nicht mehr in der Lage, wie vor zehn oder zwanzig Jahren. Da jetzt der französische Druck gelüftet ist und die Zeit des großen Kampfes gegen Frankreich Raum und Gelegenheit gegeben hat, sich selbst zu betrachten, sieht man deutlich vor Augen, wie man überall jämmerlich zerrissen und von Despoten und Despötlein beherscht ist. Auch hat man seine eigne Kraft kennen gelernt. Der Aufruf zu den Waffen, um die verlorne Freiheit wieder zu erkämpfen, hat noch ganz andre Gefühle und Gedanken erregt, als man vielleicht damit erregen wollte. Daß jetzt überall an die Hal-

tung dessen gemahnt wird, was in der berühmten Proclamation Kutusows verheißen worden, daß sie vielfach wieder abgedruckt ist, zeigt wie das Volk sie will verstanden wissen. Arg wär' es doch, wenn unter dem Wort Befreiung nur ein Loslösen der Fürsten vom Protectorat und Verjagung des elenden Jerome gemeint sey. Werden wir aufgerufen, unsre Freiheit wieder zu erkämpfen, so ists doch wohl öffentlicher Berathung werth, welche Freiheit wir verloren haben, und welche also wieder zu erkämpfen sey. Daß es diejenige nicht ist, welche wir vor dem Tilsitter oder Presburger Frieden hatten, und eben so wenig die vor dem Frieden von Lüneville, sind wir wohl beide überzeugt, und ich glaube, man wird in frühe Zeiten zurückgehen müssen, um sie zu suchen. Geschieht das — wie können Sie noch zweifeln an bedeutenden Ereignissen?

Jener antwortete: Denk' ich, was seyn sollte, und dann was werden wird, so ist es als wenn der Himmel sich verfinstert und nur ein übler dicker Nebel über's Land hinwogt.

Man muß erwarten, war Ihre Meinung, und ists natürlich allgemein.

Ja, bis man sieht, daß nichts geschehen ist zu unsrer Befriedigung. Und dann die That! sagte der Baier.

That? fuhr der andre fort. Es schalten über uns mächtige Hände, daß alle That vergebens seyn wird. Und doch ist sie nothwendig, das ist klar im voraus, so nothwendig, wie es die Vernichtung der französischen Obergewalt war.

Unstreitig! rief der Baier. Das ist's eben, was ich meine. Und wird der Wiener Congreß diese Nothwendigkeit aufheben, wird in dem übermäßigen Schimmer hochfürstl. Feste und Versammlungen das unscheinbare Bild der bürgerlichen Freiheit sich behaupten, ja nur herannahen können? Betrachtet ein Fürst das Volk, dem er vorgesetzt ist, als sein Land, als sein Bauer- und Bürgergut, mit dem er schalten kann nach Belieben, das ihm zahlen und frohnen und mit aller unterthänig-

ster Demuth sein eigen Herzblut zum Opfer bringen muß, sobald er's verlangt: wie soll er dran denken, daß eben dieses auch Rechte habe und Rechte, die grade dem Uebermuth und der Verschwendung des Fürsten sich entgegen setzen? Die Fürsten bilden einen eignen Stand, und wenn die andern Stände nicht auch Sitz und Stimme haben im großen Rath, so ists leicht zu erachten, daß das Interesse des einen ersten Standes allein zur Sprache kommt.

Ein Glück ists dabei, sagte der Rheinländer, daß die Minen der Großen sich entgegen arbeiten und der unterirdische dunkle Negotiationskrieg sie wechselseitig an zu großer Ausdehnung hindert.

Der Baier: Doch nicht an eitler Erhebung. Es ist politisch, einander zu beschränken. Es ist auch politisch, den andern in stolzem Wahn zu bestärken, versteht sich, daß er im Rang seinen Obern erkennt und nur auf Unkosten seines eignen Landes sich brüstet. Frankreich z. B. — vielleicht auch eine andre Macht —

wird bestimmt höchst dienstfertig sich bezeugen, daß ja nicht Teutsche Fürsten wieder in alte Ehrenfestigkeit und Volksliebe herabsinken, sondern in der Höhe ihrer goldnen Göttlichkeit und Hofordnung sich erhalten.

Der Rheinländer: Aber Oestreich und Preußen liegt desto mehr daran, sie zu zähmen und in gehöriger Unterwerfung zu halten. Die sogenannte Souverainität wird ihnen unfehlbar abgenommen werden, als unverträglich mit dem Teutschen Reich.

Der Baier erwiderte: Sie haben doch gelesen, daß der unsrige und der Wirtemberger Fürst als Könige auf dem Congreß erscheinen. Muß man nicht glauben, daß an Vertilgung der Macht, welche die Teutschen Fürsten aus dem Rheinbund gezogen, gar nicht zu denken sey? Unser Fürst und der Kaiser — in wie freundlichen Verhältnissen sind sie nicht öffentlich erschienen. Daß wir Tyrol verloren, war natürlich; man hat uns aber für Herausgabe unsers Raubs entschädigt. Ich las einmal, der große Prinz Eugen habe geäußert, die Mi-

nister, welche dem Kaiser zur Anerkennung des neuen Königs von Preußen gerathen hätten, verdienten gehängt zu werden. Was damals geschah, will man jetzt nachahmen. Und doch ist es deutlich genug, wie unser Fürstenhaus gleiche Plane hat, als vor hundert Jahren das Preußische, und in der Vergrößerung ihm nachzueifern sucht. In einem Dorfe bei Nürnberg hört' ich einige Bauern sich über Friedrich den Großen, seine Jugendjahre und ersten königlichen Auftritt unterhalten. Der eine verglich ihn mit unserm Kronprinzen, und meinte, wenn der nur erst zur Regierung käme, so sollte die Welt Wunderdinge sehen. Im Ganzen hatte der Bauer nicht Unrecht. Denn sollte unser Kronprinz Plane haben, wie jener Friedrich, so sucht man wenigstens ihm die Ausführung so leicht als möglich zu machen. Bekommen wir noch die Pfalz, so ist ein großer Schritt vorwärts gethan, und mit dem Teutschen Reich hats auf immer ein Ende. In Wahrheit, ich sehe keinen einzigen politischen Grund zur Anerkennung der Souverainität Teutscher Fürsten; zweifeln muß ich aber, daß man sie ihnen wieder nehmen wird.

Und nimmt man sie nicht, setzte der Rheinländer hinzu, so begreif' ich nicht, wie Einheit und Festigkeit der Teutschen Staaten möglich sey. Diese Einheit zu begründen, ist doch wohl das Einzige, wenn sie auch nur politisch verstanden wird, was wir vom Congreß zu erwarten haben.

Das ist freilich wenig, sagte der Baier. Politische Einheit ist nichts, Bündnisse, die sich eben so leicht lösen als schließen. Und auf diese Weise würde das innere Teutsche Leben bei Seit gesetzt, wie ein Würmertopf, aus dem man für die hohen Sangvögel das Futter zieht und Köder für die Fische. Aber sie mögen sich hüten, denn in dem unpolirten Scherben kann ein mächtiger Zauber wohnen, und sollt' es drinnen anfangen zu kochen und zu brausen, so wird etwas Ungeheures sich herauswölben. — Was für Einheit kann doch geschaffen werden, wenn wir nicht alle in Teutschland als Teutsche verknüpft sind, die zu großen Massen unter den kleinen zerbrochen werden und aller Ländergier und Entschädigungslust ein Ziel gesetzt ist. Behalten aber die Fürsten

eine solche Unabhängigkeit, daß man sie mit zum Europäischen Staatencongreß zieht, nicht als Fürsten des Reichs oder erste Stände desselben, sondern als Europäische Fürsten, so ist mit der Einheit, man mag sich verbünden wie man will, bloßer Schaum und Schein. Das Teutsche Reich ist, eh' wir es uns versehen, wieder im alten Zwiespalt, und Teutsche Völker stehen wieder, wie die elenden Schweizer in französischen Kriegsreihen.

Während die beiden Männer auf und abgehend so redeten, hatte der Vetter des Bairischen Offiziers sich an den jungen Begleiter gewendet, theils um etwas Näheres über Namen und Stand des Sächsischen Herrn zu erfahren, theils seine vorhin geäußerte Meinung zu wiederholen und vielleicht hier ein beifälliges Wort zu vernehmen. Der Jüngling aber, den der Männer Gespräch ergriffen und der Gedanke von neuem Licht und neuer Freiheit das Innerste des Gemüths bewegte, war bald unwillig davon gegangen, unter dem Vorwande, sich nach seinem Gesellschafter umzusehen. Eben kam er mit diesem zurück, als

auch die andern wieder an den Tisch traten, um die Reste der Flaschen zu leeren.

Ich muß Ihnen, meine Herren, hub der Sachse an, eine bedeutende Nachricht mittheilen, die mir eben von einem glaubwürdigen Manne versichert ist. Es sind nemlich beim Wiener Congreß von einigen Teutschen Staatsmännern sehr dringende Vorstellungen zu Wiederherstellung alter landständischer Verfassungen gemacht worden; man weiß bestimmt, daß sie gleich nach Entscheidung der äußern Verhältnisse zur Sprache kommen werden. Soweit ist also die Stimme des Teutschen Volkes durchgedrungen; sie wird noch weiter dringen. Ja am kaiserlichen Hofe soll die Stimmung durchaus ungünstig für die Souverainität unsrer Fürsten seyn.

Nun Gottlob! rief der Rheinländer. Erwünschteres konnte mir jetzt nichts ausgesprochen seyn. Mag's nun geschehen wie es will, eine jede Untersuchung, die auf so einen entsetzlichen Schaden geräth, muß ein Besseres veranlassen.

Und der Baier, dem gleichfalls die Freude in das finstere Gesicht stieg, konnte nicht umhin, mit gefülltem Glase in der Hand, auszurufen: Willkommen seyn Sie mir und uns allen mit diesen Worten; ich nehme sie für eine glückliche Vorbedeutung.

Man stieß mit den Gläsern an. Auch der dicke Herr stand auf, und weigerte sich dessen nicht, indem er sprach: Das ist mir auch ein andres Wort, dem ich gern zutrinke. Von oben herab, in ruhiger Berathung, da mag man ändern, wo etwas fehlt oder in Unordnung gerathen ist. Ei, Ihr Herren, ihr habt mich etwas hart angelassen für meinen Glauben. Wo dem ganzen Teutschen Reich der Schuh drückt, hab' ich auch und schon lange sehr wohl gewußt, nur von Revolution hör ich ein für allemal nicht gern reden, das gesteh ich. Also angestoßen, auf Wiederherstellung und Verbesserung der Teutschen Reichsverfassung!

Du Thor, entgegnete ihm der Baier, wie kann kann auch ein ehrlicher Deutscher etwas

anders wollen, als Abstellung alles Unrechten und Harten im Großen und Kleinen! Nur wenn's nicht von statten geht, und die großen Herren uns Blendwerk vormachen, dann zum Schwert.

Ich trinke auf das Heil des Schwerts! rief er dann laut hinterdrein, und warf das geleerte Glas weit über den Raum hinaus.

Das ist brav gesprochen, — sagte der Sachse — ächt Teutsch! Ich reiche Ihnen die Hand darauf, wackerer Kriegskamerad.

Und der Rheinländer desgleichen! rief der dritte.

Auch der junge Begleiter trat rasch herzu, ergriff die Hand des Baiern und sagte: Verschmähen Sie auch des Nassauers Hand nicht, denn aus dem Lande bin ich gebürtig. Das vaterländische Wort soll aus keines Teutschen Herzen weichen. Rettung oder Schwert!

Und sie schüttelten sich die Hände, die Teutschen Männer, in freudiger Aufwallung für die Nähe des ersehnten Gutes.

Inzwischen hatte die gleiche Nachricht sich hin und her im Garten verbreitet und Freude und vielfaches Gespräch entzündet. Bald kamen mehrere Männer und Jünglinge zu unsrer Gesellschaft heran, in der Meinung, daß der Verein so vornehm scheinender Herrn wahrscheinlich im ersten Besitz der Nachricht gewesen sey, und erkundigten sich, ob jenes Gerücht vom Wiener Congreß sich bestätige, und was man Näheres wisse. Der Sachse antwortete ihnen zu ihrer Befriedigung. Man hörte nun deutlich, wie hier und dort gesprochen wurde von Abschaffung der Souverainitäten, von Reichsfreiheit und deutscher Kraft, und eben so schallten die Worte Handels- und Preß-Freiheit, Accise, Münze, Zölle und andre aus den grünlaubigen Gängen hervor.

Welche Wirkung eines Worts, einer angefrischten Hoffnung! sagte der Rheinländer. Es ist wahrlich nicht schwer, dem lieben Teutschen Volk es einmal recht zu machen. O daß die Fürsten, die man stets mit Bollwerken umzieht, so unter dem Volk ständen, und das erblickten und das hörten!

Nun Punctum mit Klagen und Zweifeln! sagte der Baier und fuhr, sich gegen den Sachsen wendend, fort: Sie müssen nämlich wissen, daß wir grade unsern Unmuth über Teutschlands gegenwärtige Lage recht tüchtig ausgeschüttet hatten, als Sie wiederkamen. Und dann schlägt bei mir ein Gegenstück desto besser an, wie wohl meine Ueberzeugung dieselbe bleibt. Ich dachte schon zu gehen, jedoch in solcher Gesellschaft sollten wir, wie wir hier sind, noch zusammenbleiben.

Mir ists grade Recht, sagte der Sachse, denn ich hab' erst sehr jüngferlich getrunken.

Da lassen Sie uns zusammen noch einige Flaschen ausstechen, und ohne Grämelei uns denken, wie der Congreß alles aufs beste mache. Mit dem Unheil kommts zeitig genug, rief der Baier.

Die andern waren's zufrieden und es wurde edler Rheinwein bestellt, denn — sagte einer — hat man den unseligen Fafners Schatz im Rhein versenkt, nun so wollen wir das Unheil wenn nicht im gleichen Strom, doch in seinem Wein ertränken.

Der Wein kam an. Man schenkte die Gläser voll und machte Bemerkungen über die Blume des goldnen Tranks.

Das erste Glas, rief einer, sey aufs Wohl der sämmtlichen Fürsten zu Wien ausgetrunken! — Und ein andrer rief: vor allen dem biedern Teutschen Kaiser Franz dem Zweiten. Er lebe hoch! und hoch! riefen die andern, und die Gläser klangen lustig drein, daß Tropfen auf den Tisch schwankten. An allen Tischen umher erscholl die Wiederholung dieses Wunsches, von Frankfurtern und Fremden freudig aufgefaßt.

Es ist doch ein köstlicher Trank, sagte der Sachse, und indem er an Claudius schöne Worte „Wie wär' er sonst so edel und so stille, und doch voll Kraft und Muth" erinnerte, setzte er hinzu: Es ist wirklich so, die Teutsche Weise gleicht ihm ganz und gar und es ist merkwürdig, daß sie in einem tausendjährigen Reiche nicht ausgestorben und nicht veraltet ist. Im Gegentheil ist sie in der letzten Zeit jugendlich wieder hervorgegangen und

muß unfehlbar bald in schöner Kraft und Fülle wieder dastehn. Eine neue Welt will sich eröffnen. Vielfache Zeichen am Eingang deuten darauf, was sie enthalten wird. Und wie frische Ströme sich ihr Bett unaufhaltsam vorwärts reißen, so wachsen aus der vergangenen Zeit und aus der Gegenwart überall die Bahnen heran, und ein Gewirr in der Luft, ein geisterhaftes Wehen drängt sich auf ihnen immer näher, anzeigend, daß bald die Massen des Volks nachfolgen werden.

Das ist nun grade des Congresses Werk, sie noch einmal zum stehen zu bringen, sagte der Baier, und sie schauen sich um, wie sich's ergeben wird, und ob die Ausbesserung der Heimath verlohnt, wieder umzukehren.

Ja, fuhr jener fort, die letzte Glanzerscheinung der bisherigen Weltart ist es, die sie aufwendet, die alte Herrschaft zu behaupten. Sie würde auch den Zweck erreichen, wenn sie vermöchte, Gesetzgeber aufzustellen, die nach altgroßer Gesinnung ihr Werk nicht für sich selbst arbeiteten, und zufrieden mit er-

rungener Vollendung es sodann verlassen und dem Schicksal und der entfesselten Geistesgewalt übergeben könnten. Und diese würden mit der Tiefe, nicht mit der Breite beginnen, worin es doch der Congreß wahrscheinlich zuerst ergreifen wird.

Der Rheinländer sagte: Das heißt, er fängt mit den Häuptern an, und geht dann zu den Gliedern über.

Dagegen hätt' ich nichts, entgegnete der Baier, wenn die rechten Häupter gemeint wären. Ich weiß aber schon wie sie's verstehen. Man nimmt als Base das Bestandene, oder macht es zum Kreuz, wie Göthe von den Systemen sagt, und schlägt das Lebendige zur Strafe dran.

Ich dächte, es wäre eins, hub der Rheinländer an, wo man beginnt, wenn nur der Wille da ist, etwas Rechts zu machen. Lassen Sie uns den voraussetzen, lassen Sie uns jetzt betrachten, auf welche Puncte der Veränderung die Untersuchungen des Congresses stoßen müssen.

Es kommt auf den Versuch an, entgegnete der Sachse, und wir können gleich mit der äußern Gestaltung der teutschen Länder beginnen. Worauf das führt, läßt sich voraus sehen, sobald nicht ein gewaltsamer Stillstand gedacht wird. Wir können auch vorläufig annehmen, die Reichsverfassung würde wieder hergestellt, so müssen doch zuerst die Formen der Lande berücksichtigt werden. Der Reichsverfassung wird es wenig verschlagen, ob 100 oder 20 Glieder da sind, ob reichsmittelbare Stände wieder aufleben oder nicht, im Gegentheil muß ihre Waltung und ihre Einheit durch die verringerte Zahl gewinnen. Es ist natürlich, daß man viele Foderungen und Ansprüche wird beseitigen müssen. Wie groß die Schonung jener Fürsten ist, die ihre Lande vergrößert haben, sieht man aus manchen Hofverhältnissen; doch wird neben dieser Schonung auch die Billigkeit zur Sprache kommen.

Und der Rheinländer setzte heftig hinzu: Wenn die Gerechtigkeit nicht zur Sprache kommt. Denn was haben die Fürsten von

Wirtemberg, Baiern, Baden und andre dem Teutschen Vaterland und Reich zu Gute gethan, daß sie gewinnen, und jene wohlgesinnten Fürsten, die ihres Landes Rechte bestehen ließen, ja die sich nicht der Gewalt unterwerfen wollten und offenbar ihren Widerwillen gegen das Französische System verkündeten, verlieren oder zurückstehen sollen. Jene sind im Bund mit dem Feinde so mächtig geworden, weßhalb es sich gebührte, eher sie zu bestrafen als zu belohnen. Nehmen Sie etwa Braunschweig dagegen und Oldenburg. Des einen Fürst zeichnete sich aus im Kampf gegen den verhaßten Feind, der ihm seine eignen Kinder rauben und in die verbrecherische Hauptstadt entführen wollte. Und der Oldenburgerfürst, der, nicht einwilligend in die gänzliche Vernichtung alles Wohlstandes und Handels, sein Land verlor und selbst die Entschädigungen ausschlug, die der Despot ihm verhieß — jene alten edeln Fürstenhäuser sollten so ungerechter Weise herabsteigen und in einen niedern Rang? Und jener edle Teutsche Fürst, der unter allen des Reichs durch Geist und Kraft, durch Pflege und Beschützung der

Wissenschaften und Künste sich hervorthat, jener Nachkomme Friedrichs des Weisen, ich meine den Herzog von Weimar, der nur mit Sehnsucht den Augenblick der Loskettung vom französischen Joch erwartete, der mehrmals gegen Frankreich mit zu Felde zog — der sollte nun übersehen werden, und zur Beglückung eines so kleinen Ländchens dastehen, während andre Fürsten mit neuen Titeln prangen und Millionen in neue Knechtschaft führen?

Viele theilen gewiß das Gefühl mit Ihnen, erwiderte der Sachse, wiewohl das Titelprangen und das Tyrannisiren von Millionen eben kein beneidenswerther Vorzug anderer ist. Ist doch über Sachsen, wie es scheint, noch nicht entschieden.

Was unstreitig — fuhr jener fort — der ältern Linie, deren erster Prinz der Herzog von Weimar ist, zukommen muß. Und so seh' ich nicht ein, warum die jüngere Welfische Linie, das Kurhaus Hannover, welches noch dazu einen ausländischen Sitz hat, sich vergrößern soll auf Teutschem Grund und Boden,

was eher der ältern Linie, dem Hause Braunschweig zukommt, das durch Tapferkeit, Milde und Beglückung seines Volks und manche treffliche Regententugend sich dessen würdig gemacht hat. Soll es etwa dadurch hintanstehen, weil die edle Schwester des jetzigen Fürsten in so unglücklichem Verhältniß mit ihrem Gemahl, dem Prinz Regenten sich befindet? —

Der Baier äußerte hierauf: Ihre Ansicht ist völlig wahr und einleuchtend, daß jeder Teutsche es erkennen muß. Im südlichen Teutschland zerschmolz die Staatenmenge in einander, da im Norden die Zerstreuung blieb, worin die Verschwindung des Kobolds von Westfalen keine Aenderung hervorgebracht hat. Ich liebe die Ländergier und das Handeln damit durchaus nicht, da es aber jetzt noch einmal betrieben werden muß, womit es dann auf immer ein Ende haben sollte, so ist es wohl billig, dem Herzog von Oldenburg Holstein zu übergeben, welches zu verlieren Dänemark zehnfach verwirkt hat; und dem Braunschweigischen Fürsten Hildesheim, Gos-

lar und Wernigerode, wodurch seine Lande zusammenhängend und bedeutender würden. Uebrigens wünscht' ich wohl, daß alle Fürsten, außer Preußen und Oesterreich, den Herzogtitel führten und die ceremonienreiche, verschwenderische Hofordnungen abschafften.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung darüber — hub der Sachse an. Wir finden, sobald wir uns eine völlig ineinandergreifende Verfassung denken, daß man in allen Staaten das innere Glück, die wahre Bildung und Freiheit des Volks in seine eigne Gewalt mitlegen muß, nicht in die der Fürsten allein. Es wird also insofern weniger auf die größere oder mindere Vorzüglichkeit des Regenten ankommen, die immer nur ein glückliches oder unglückliches Ungefähr ist, eben so wenig auf die größere oder kleinere Ausdehnung des Landes. Das persönliche Verdienst eines Fürsten wird allerdings, nach wie vor, vom Volk und vorm Richterstuhl der Geschichte gewürdigt werden, und den Schlechten die unausbleibliche Strafe, die Verunglimpfung des Namens treffen.

Eh wir weiter reden über unsern Gegenstand — sagte der Baier — muß ich Ihnen doch eine Meinung mittheilen, die ich neulich irgendwo hörte, und die wahrscheinlich viel Beifall gefunden hat. Der sie vortrug hielt nämlich fürs Beste, daß alle kleinen Staaten aufgehoben und unter Preußen und Oestreich vertheilt würden. Dem Teutschen fehle zur Einheit nur der Nationalstolz, der wiederum aus der Einheit hervorgehe. Ein Preuße könne mit Selbstgefühl seinen Namen nennen, indem er wisse, er gehöre einem selbständigen Reiche an. Ein Isenburger, Badner, Coburger und andere vermöchten nicht den Namen des kleinen Vaterlandes mit Stolz zu nennen, da die Unmöglichkeit, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, ihnen bekannt sey. Zudem hätten die größern Staaten den Vortheil, daß die meisten Menschen fern vom Hofe seyen, also auch fern von den Einflüssen und der Nachäfferei desselben; und ein Hof selbst, der sich auf ein mächtiges Land stütze, ein ganz anderes würdigeres Ansehen habe, als jene kleinfürstliche Eitelkeit, die sich wie der Frosch in der Fabel aufblähe und nur Lachen errege.

Ich glaube nun, daß der Mann ganz Recht hat, wenn es so bleiben sollte, wie jetzt. Tausendmal lieber Unterthan eines großen Monarchen, als sich von kleinen Tyrannen plagen zu lassen, denen man überall in die Hände läuft, deren Luft man überall einathmen muß. Jeder will durch Glanz und Weihrauch sich vorm Volk erheben, und zahllose Hofhaltungen sind gewiß die größte Bedrückung der Länder. Aber mit dergleichen Uebermuth muß es ins künftige aus seyn, damit wir kein Verschwinden unsrer erlauchten Stammsnamen zu wünschen haben. Mit der Ausführung jenes Vorschlags verlören wir gar den Namen Teutsche, der erst trotz der Mannigfaltigkeit andrer Namen recht hervorblühen und jedes Einzelnen Stolz seyn muß.

Mein Sinn empört sich auch dagegen! rief der Rheinländer aus. Und wär's auch nur so gemeint, daß Nord-Teutschland einen Fürstenbund stiftete und der Süden desgleichen. Allzusammen müssen wir ein Ganzes bilden.

Und die Fürsten ihre Freiheit behalten, wie wir, setzte jener hinzu.

Der Sachse nahm jetzt das Wort: Es ist ein lobenswerthes Gefühl für Teutsche Selbständigkeit und der Wunsch, ein Bollwerk zu errichten gegen Unternehmungen von Westen her, gegen Eindrang fremder Heere, Sitten und Sprache, welches diejenigen bewegt, die von Auflösung einzelner Fürstenthümer reden. Auch mag die Sperrung im Innern und vieles Unbequeme und Schwerfällige im Teutschen Reichskörper solche Vorschläge erzeugen. Jene Acte des Rheinbunds, welche jeden Fürsten zum völlig schrankenlosen Schalter in seinem Staat machte, war der Tod alles innern Vereins und Lebens im Bund und vom großen Protector mit großer Arglist verliehen. Dies hat in jedem edeln Gemüth Unwillen erregt. Man will freien Umlauf des Bluts im Teutschen Reich, statt der vielen Willen soll eine Seele im Ganzen walten, ein Charakter, ein Nationalgefühl alles durchdringen. Das ist vortrefflich, indeß —

Lassen sich doch wohl andre Mittel denken — unterbrach ihn der Baier — um volksthümliches Gefühl ud Gesammtkraft zu erschaffen, und eine Teutsche Sitte zu festigen, welche verschmäht, vom Ausländer Vorschriften anzunehmen.

Allerdings, antwortete der Sachse, denn bewirkt auch jene Vernichtung der kleinen Staaten die gewünschte Volkseinheit, wird dadurch eine innere Umschaffung und Begründung der Freiheit weniger nothwendig? Und leistet diese das Gleiche mit, warum sollten wir dann der schönen Mannigfaltigkeit des Teutschen Strebens entbehren und alles zusammenwerfen! Das Hohe und Herrliche, wonach wir uns sehnen, möchte wohl das Zauberwort Monarchie am wenigsten in unserer Mitte heraufrufen.

Der Meinung pflicht ich ganz bei, sagte der Baier und bemerkte noch, wie wahrscheinlich die größern Mächte nichts gegen eine Haupttheilung Teutschlands einwenden würden.

Worauf der Sachse erwiderte: Verzeihen Sie, Preußen und Oestreich stehen einander als zwei Staaten gegenüber, die sich eifersüchtig bewachen. Das Daseyn eines Teutschen Völkerbunds muß die politische Bindung beider seyn, und die Brücke, worüber der gemeinsam Teutsche Geist hin und her geht und alles in frischer Thatkraft erhält.

Ich gestehe, sagte der Rheinländer, daß es mir unangenehm klingt, wenn man Preußen und Oestreich sich noch als feindselig denkt und in Zeitungsblättern davon gesprochen wird, wie Preußen sich durchaus den Besitz von Sachsen aneignen müsse, da Sachsen sonst immer der Schauplatz der Kriege bleiben würde, auch Preußen ohne den Besitz desselben die Ober-Elbe nicht vertheidigen könne. An welche Kriege denkt man dabei anders, als an Kriege mit Oestreich? den Franzosen wird hoffentlich das Vordringen bis dahin so gut wie ehmals den Hunnen verleidet seyn.

Das ist eine engsichtige Politik! rief der Sachse. Auf die Gefahr hin wollen wir noch

nicht wünschen, Preußische Provinz zu werden. Der König von Preußen ist zwar ein edler von Jedermann verehrter Fürst und Mensch, aber Niemand wird es uns verargen, wenn wir lieber ein eigen Volk bleiben wollen, und den Herzog von Weimar mit Jauchzen als Herzog von ganz Sachsen empfangen würden.

Der Rheinländer. Bei uns ist gleichfalls gar nicht der Wunsch, Preußische Provinz zu werden, sondern wie unser Land und Volk einen eignen von Arndt treffend angedeuteten Charakter besitzt, so wollen wir auch ein eignes Teutsches Land ausmachen.

Der Baier. Ich läugne nicht, daß ich dort mir Preußen mächtig gewünscht habe; der Gedanke einer starken Bindung aller Staaten hebt diesen Wunsch auf. Wem wünscht aber Ihr Land anzugehören? Sie wollen doch gewiß dem alten Ausspruch Kaiser Maximilians, der Ihr Land die Pfaffengasse nannte, kein neues Gewicht geben, und das Heer geistlicher Herren wieder ans Ruder bringen. Und

Preußen möchte wahrscheinlich, wie Oestreich jetzt gerundet und mächtiger geworden, sich gleichfalls weiter ausdehnen.

Der Rheinländer: Das geschieht durch die Lausitz, durch den Churkreis, um sich dort den zu dünnen Leib zu stärken. Ueberdem könnte ihm noch die Hoheit in Westfalen zufallen, und das Land bis an die Maas, selbst die Festung Luxemburg. Sieht Oestreich scheel dazu, so mache man unsere Lande von Mannheim bis Bonn zu einem Herzogthum und gebe uns einen Oestreichischen Prinzen zum Fürsten. Wer verdient das mehr als der Erzherzog Karl, und wen würden wir lieber wählen! Seine Tapferkeit, sein Haß gegen Frankreich, sein Familien-Interesse, das ihn ans Reich fesselt, eignen ihn ganz zum Fürsten eines bedeutenden Grenzlandes, und ganz Teutschland muß es wünschenswerth seyn, unter seinen Herzogthümern ein Rheinisches zu zählen, das die Macht der Fürsten gegen Obergewalt verstärken kann.

Der Baier: Dagegen ist nichts zu sagen, einem solchen Wunsch geziemte sich nach-

zugeben. Es wär' aber ein unglücklicher Gedanke, die Lande am Rhein wieder zu zerstücken, und uns etwa die Pfalz zu geben, oder einen französischen Prinzen dort zu entschädigen, der kein Teutsches Blut in seinen Adern hat, oder Bisthümer und Reichsritterschaft wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken.

Der Rheinländer: Bisthümer erwecken? ich zweifle sehr daran, daß die hohe Geistlichkeit wieder zu weltlichem Regiment gelangt. Man freut sich, daß sie den Stürmen nicht Stand gehalten hat, und neue Pflanzungen wird man dem Italiänischen Himmel überlassen, da sie bei uns im veränderten Klima unmöglich wieder gedeihen können.

Der Sachse: Meinen Sie Pflanzungen erster Größe, oder niedres Buschwerk und Wucherkraut?

Der Rheinl. Eins wie das andre, denn eins kann ohne das andre sich nicht behaupten. Die großen behalten kühlen feuchten Boden durchs Wucherkraut, und das Kraut hinwieder

wird durch die Bäume mit heiligen Schatten gedeckt, worin es ausnehmend glücklich ist und Niemand es auszuraufen und abzuschneiden wagt.

Der Sachse. Gläubige Seelen möchten sich doch gern solche Haine und dunkle Zellen bewahren, und ein gewaltsames Betasten der Kapuzen hat ihnen immer ein Gräuel geschienen. Ich weiß, daß sie den Krummstab sehnlich zurückwünschen, der sie besser geleitet und geweidet hat, als Löwen und Adler.

Der Rheinl. Kann seyn. Ich für mein Theil gebe nichts auf geistlich Regiment. Es verdrießt mich, wenn ich halb sinnloses, halb wundersames Reden höre vom Gericht des Herrn über Europa, vom neuen Aufblühen der wahren Kirche und vom Centrum, worin die wahre Seelenseligkeit und überschwengliche Heiligung wohnt. Den Protestantismus nennt man das kalte Prinzip, ein periferisches Versliegen, während vom Pabst die Centralwärme sich lind durch das geistige Reich verbreite. Die Römische Kirche sey die göttliche Erzie-

hung auf Erden, und man hofft, daß der liebe Gott, da es mit Türken sehr mislich ist, wenigstens die Ketzer wieder in die göttliche Schule locken werde. Da ist mir neulich ein unbedeutend Büchlein in die Hände gefallen, betitelt: Ideen zu einer magna charta, dessen Verfasser ich für einen Bischof in partibus halte. Dieser gute Mann, wiewohl er einen so Englisch ketzerischen Titel wählt, behauptet jedoch, daß die Vernunft selbst Unterwerfung unter dem hergebrachten Glauben verlange, und die Denkkraft sey übermüthig geworden, sobald sie sich der göttlichen Erziehung entzogen habe. Sein geistlich Thema ist etwa: Gebt Gott wieder heraus, was ihr ihm genommen habt, werdet wieder fromm und macht reiche Stiftungen und Schenkungen für die Klöster und Pfaffen, dann wird die Fackel der Wahrheit wieder mächtig leuchten und ihr Strahl alle Winkel füllen. — Läßt sich ein größerer Unsinn denken, eine tollere Verkehrung aller Begriffe?

Nicht leicht — erwiderte der Sachse. Man muß aber Geduld haben mit dem Schwachen,

der als echter Zögling jener göttlichen Erziehung redet. Das Prinzip des Protestantism ist nicht Kälte sondern Erregung des Geistes, das Prinzip des Katholizism ist mysteriöse Faulheit. Steht der arbeitende Verstand stille, so hat die Beschaulichkeit leichter Platz. Man soll mir aber den Verstand nicht schelten, der im Seelenreich die höchst wichtige Opposition und Staatswache bildet, damit die Freiheit gesichert und Willkühr der Gewalt verhütet werde. Der orientalische Geistesdespotism konnte sich nur so lange mit nordischem Freiheitssinn vertragen, als die geistige Welt noch im Dämmerlicht schwebte, und kaum regte sich diese, als der Kampf begann. Ein Kirchenregiment ist seiner Natur nach despotisch, nur die protestantische Kirche hat das eigenthümlich Schöne, daß in ihr gesetzmäßig die Opposition des Verstandes sich findet. Ich weiß, daß man rühmt, wie unter päpstlicher Regierung die Kräfte des Geistes sich entfaltet und die Kunst die höchste Blüte erreicht habe. Was der Römischen davon zu Gut kommt, ist dasjenige, was sich mit ihr verträgt, die Lebendigkeit aber ist Schöpfung des republika-

nischen Sinnes in Italien, der allgemeinen Begeisternng für Kunst und Wissenschaft. Galilei, Giordano Bruno und Campanella sprechen nicht für die Römische Kirche. Es ist wie mit dem weltlichen Despotism. Unter einem milden Selbstherrscher, und vorzüglich in Zeiten innerer Zerrüttung thut sich manche Lust und satyrische Keckheit auf, deren Gepräge aber nicht Töchter reiner frischer Freiheit und Poesie verräth. So läßt auch die Kirche unter einem schwachen Statthalter ihre gezäumten Geister los und leidet Sprünge, witzige Hiebe und Gelächter, das aber nur zum ernsten Blick werden darf, um sogleich verdammt zu werden.

Hör ich nun gar das Klosterwesen, die Trabanten des Statthalters preisen, so muß ich ergrimmen! rief der Baier. Was ist die Möncherei anders als Ausgeburt verrückter Gehirne. Setz in eine menschliche Gestalt einige Bilderkraft ohne Denkkraft, und ein heißes Blut. Erhitze das Gehirn durch Vorstellungen von Seligkeit und Verdammniß, von der fürchterlichen Gestalt des Lasters und von körpertödtender Tugend; tilge dazwischen das ganze weite

6 *

Reich menschlicher Geselligkeit, indem du den Unglücklichen in eine Wüste führst, wo die brennende Sonne sein Blut in Gährung setzt und dick aufkocht. Laß nun das Volk in Dummheit und Aberglauben sein Beginnen anstaunen — und der Mensch wird das Derwisch-, Fakir- und Mönchswesen rein erfinden.

Der Süden und Morgen, sagte der Sachse, hat vieles, wonach wir uns sehnen, aber neben dem Schönsten tritt das Entsetzliche hervor. Die Indische Dichtung mit ihren Blumen, mit ihrer schwärmerischen Zartheit und Bilderfülle, mit ihren tiefen Anklängen der Natur mag uns anlocken; eine südliche Gegend mit ihrer eignen Baumart, ihren Kräutern und Gefilden und Hütten müßte uns eine liebliche Begegnung seyn. Wir würden aber erschrecken, wenn über unsre wald- und fruchtreichen Thäler und Berge eine äthiopische Wüste ihren unermeßlich erstickenden Sand hinwälzte, alle Spuren der schaffenden Natur ertödtend und vergrabend. Und so hat das Mönchswesen sich über den frei strebenden Europäischen Geist hingestreckt, und kaum vertilgt, sollt es schon

wieder heranrücken? Wie dies Gespenst in unsere Natur eingriff, stellt die fürchterlich wahre Charakterschilderung des Ottur im Zauberring dar, und doch lebt in diesem Ottur die mannlichste Kraft des Norden, nicht die vergiftende des Egypterlands —

Fort also mit den Klostersachen, wie mit dem Papst! — rief der Baier, ihn unterbrechend. — Das hat nichts mit unsrer Verfassung zu schaffen. Mag der Papst seine Jesuiten wieder zusammen suchen, uns sollen sie aber nicht kommen. Fauler Bäuche gibts genug, und wenn wir zinsen sollen, so gescheh'Ꞩ lieber der weltlichen Macht als dem Himmel, der keiner Speisung bedarf. Im Pariser Antikensaal setzt' ich mich in den köstlichen Stuhl des Bacchus, und es wurde mir wirklich zu Muth, als käme der Gott auf mich herab. Der Stuhl Petri muß solche Wirkung nicht haben, weil gar zu nüchterne Erzeugungen von ihm ausgegangen sind. Wie kann Jemand aus Rom Teutsche Köpfe und Gewissen beherrschen wollen. Ich tränke eher auf gut Sarmatisch aus dem Schuh der Fürstin, be-

sonders einer so anmuthigen wie unsre Kronprinzeß, als daß ich dem heiligen Pantoffel meine Reverenz bezeugte.

Wie die andern über diese Aeußerung beifällig scherzten, bemerkte der Rheinländer, wie protestantische Schriftsteller jetzt noch katholischer würden als der Katholizism, nicht unbedeutende Männer wären zur alten Kirche übergetreten, und die Römische Christenheit könne sich keiner eifrigern Vertheidiger rühmen in Prosa und Versen.

Dem ist abzuhelfen — entgegnete der Baier. — Im nächsten Reichsabschluß muß der Evangelische Körper sich ein poetisches Reservat ausbedingen, wie wir längst ein geistliches haben, und jeder Filosof und Poet, der zur katholischen Secte übertritt, ist gehalten, zuvor sein göttliches Amt niederzulegen, eh er Messe liest und Legenden commentirt.

Dazu braucht man kein Reservat, das ist schon so der Brauch! rief der Rheinländer lachend aus.

Und der Sachse sagte sehr ernst: Mir däucht, es müsse die Umwälzung des alten Gottesdienstes sehr nahe seyn, und wie vormals aus tiefer Nacht, so jetzt aus hellem Licht eine neue Religion entstehen. Verdüsterte zu eiteler Formelei versunkene Mysterien, und kalte Verständigkeit läutern und erhöhen sich, und indem die Bibel verschwindet, wird aus einem beseligten Gemüth wieder neu und gewaltig ergreifend ein Wort des Höchsten unter die Völker ausgehen. Unter den Zeichen am Eingang der neuen Welt schimmern auch religiöse, kaum zu erkennen, nur zu ahnden, daß Katholizism und Protestantism sich auflösen werden in einer Teutschen Kirche — — — — — — — — — — — — — —

Fahren wir so fort mit Abschweifen, bemerkte einer, so kommen wir vom A ohne weiteres ins Z. Unsere Herzogthümer wären also gestaltet und die so hundertfach getrennten Theilchen in große Crystalle geschossen, die sich eher bemerkbar machen und leichter mit einander zu verbinden sind. Einstimmig sind wir gegen eine Zerspaltung Teutschlands in Nord

und Süd, wie gegen den Gedanken, alle Theile in einem großen Ganzen zu verschmelzen. Wie die Reichsverfassung herzustellen sey, müssen wir jetzt sehen.

Ganz recht — unterbrach der Baier — nur bitt ich, mich mit dem Reichsbilde zu verschonen, dem man die Manschetten, Allongeperrücken, Haarbeutel, wattirte Steifschöße und Parisiens ansieht. Wird's meinem Vetter schwach bei dem Worte Revolution, so bekomm ich ähnliche Anfälle, wenn ich von dem langweiligen Reichstage höre, wo man stimmte über das Stimmen, wie zu stimmen; und wenn man mir redet von den Anfallsgeldern der Reichshofkanzlei, den Laudemien des Reichshofrathes, von dem pedantischen Kauderwelsch der Reichsdeputationsschlüsse, Austräge und Abschiede, und von den bandwurmartigen Wetzlarischen Processen, so befürcht ich verrückt zu werden, und wie Don Quixote das hölzerne Puppenwerk für lebendig nahm, so die ganze lebende Welt für gestorben zu halten. Ich kann das todte Wesen nicht ertragen.

Der Sachse. Sie haben keinen Auferstehungsact daran zu fürchten. Und eben so wenig bedarf es wohl der goldnen Bulle, des Westfälischen Friedens, der Wahlcapitulationen und französischen Hofconversation, um uns sämmtlich erst das Bild unsrer Staatsverfassung in Erinnerung zu bringen. Wie das heilige Römische Reich zusammenhing, so daß sich alles unter einander anfeindete, ausschloß und keiner wußte, wer noch weiter Herr sey als eben jeder kleine und große Landesherr, das wissen wir, und eben so, daß von Teutscher Freiheit kaum ein Schatten zu finden war.

Der Rheinl. Da käm es nun auf die Bindung an, auf Untersuchung der Rechte, auf Wiederherstellung verlorner Einheit und oberster Gewalt, auf Schmälerung der Fürstenrechte, die alle Hoheit an sich gerissen und dem Kaiser so wenig Macht gelassen hatten, daß keins mehr dem andern half und dem andringenden Feind den leichtesten Eingang eröffnete.

Der Sachse. Weßhalb die Fürsten nicht so sehr zu schelten sind, als der Geist des Ganzen, der solchen Zwist und Abfall, selbst Hochverrath an teutscher Reichseinheit begünstigte. Der Zwiespalt lag seit Alters in der Form, die der einzelnen Herrschsucht sich entgegen dämmen sollte, aber nur immer größern Spielraum ließ. Es war nichts vorhanden, was jeden Reichsstand in die Nothwendigkeit setzte und in der Lust erhielt, das Ganze gegen Eingriffe von außen zu vertheidigen. Nachgeben der Schwäche, Durchdringen der Kabale und der Stärke bildeten unser seltsames Quodlibet von Verfassung. Die Kaiser strebten zu völliger Obergewalt, die Fürsten zur Unabhängigkeit. Beide hatten gleiches Recht.

Der Rheinl. Gleiches Recht? Wozu waren denn die Kaiser? nur zum Titelführen allein? Sie wurden zu Oberhäuptern des Reichs erwählt, zum Schild und Schirm des Staats, und die Fürsten waren ihre ersten Vasallen. Lag es nicht in der Art der Teutschen, einen höchsten Lehnsherrn zu haben?

und wer ihm die hiezu nöthigen Rechte nahm, war dessen Verfahren zu billigen?

Der Sachse. Es lag auch in der Art der Teutschen, in unabhängigen Stämmen zu leben. Als der große Staatenkörper entstand, schien eine Monarchie gegründet, aber die Verschiedenheit Teutscher Völker stach bald wieder hervor. Die Kaiser mühten sich dem entgegen; denn die früher unter Karl durch Schwert, Glück, persönliche Würde und Christenthum errungene Herrschaft war ihnen zu wünschenswerth. Auch der Glanzname Römischer Kaiser ordnete in der Meinung fast die ganze christliche Welt ihnen unter.

Der Rheinl. Nun das bestätigt meinen Einwurf.

Der Sachse. Nicht ganz. Denn die Fürsten fühlten, daß aus alten Herzögen und Königen Teutsche Stämme nur Vasallen geworden waren, die ihre großen Ansprüche nicht vergaßen. Aus ihrer Mitte wurden die Könige des gesammten Reichs erwählt, weshalb

die Würde und das Gefühl, daß man königsbürtig sey, ihre Wünsche weiter führen mußte. Dehnte ein Fürstenhaus, das dem Thron einen Herrscher gegeben hatte, durch mancherlei Verbindungen seine Macht aus, schien es gar erblich zu werden, wie gegründeten Anlaß hatten nun die Fürsten, für ihre eigne Selbständigkeit zu fürchten. Wie die Könige, so strebten sie selbst auch zur Erblichkeit und zu Vorrechten, bis es allen gelang und vorzüglich die Kurfürsten durch ihre, oft von andern Ständen bestrittenen, Wahlrechte von jedem neuen Könige oder Kaiser sich Recht über Recht ausbedangen, bald königlichen Rang erhielten, bald zu Europäischen Mächten sich erhoben, und zur gänzlichen Vernichtung des Teutschen Reichsbandes nur ein Schritt noch zu thun war. Und eben so ist dem kaiserlichen Hause, welches zuletzt erblich wurde, gelungen, zu einem so festen bedeutenden Körper sich zu vergrößern, der im Gleichgewicht der Europäischen Staaten kaum mehr der Teutschen Reichsgewalt bedurfte und dadurch den Fürsten nur noch drohender erschien. So blieb dem Kaiser als Reichsoberhaupte fast nichts als negative Gewalt, wie

das Recht gewählt werden zu müssen, den Fürsten die Belohnung nicht versagen zu können, ohnmächtige Reichsgerichte zu halten, gemachte Bündnisse den Churfürsten anzuzeigen, Titel und Würden zu verleihen, die ohne Erlaubniß der Fürsten nicht stimmfähig auf dem Reichstag machten, und andere Kleinigkeiten. Stellen wir uns also alte kaiserliche Gewalt und Oberlehnsherrschaft als wünschenswerth vor, so müssen wir bedenken, daß die Hauptbedingung derselben jetzt nicht mehr möglich ist, und die war: Wirkliche Wahlfreiheit und kaiserliche Macht ohne Nebenreich. Mit diesem Nebenreich muß sie der Selbständigkeit Teutscher Völker gefährlich erscheinen. Jenem Sinn der Teutschen Fürsten, der kaiserlichen Macht sich zu widersetzen, sobald ihre Hausgewalt zu groß wurde, haben wir es zu verdanken, daß die Teutsche Staatsform nicht in eine Monarchie überging, wie das benachbarte Frankreich, wiewohl hier der Unterschied vorwaltete, daß in Frankreich nicht so entschieden neben einanderstehende Volkstämme sich vereinten und gleich von Anfang an erbliche Gewalt war; weswegen man auch nicht, wie manche

Historiker, sagen kann: Hätten die Teutschen Könige es so verstanden, wie die Französischen, ihre Baronen nieder zu halten, so würde Teutschland eben so fest und eins geworden seyn als Frankreich. Diese Einheit gönnen wir jenem Lande gern.

Der Rheinl. Damit beweisen Sie, wie es geworden ist; es ist aber klar, daß es einen andern Gang dennoch genommen, wenn die Fürsten in ihrer Eitelkeit und gänzlichen Vergessenheit des gemeinsamen Vaterlands nicht zu weit gegangen wären.

Der Sachse. Gewiß. Wer will das in Schutz nehmen! aber eben so wenig kann man die Fehler den Fürsten allein, oder Oestreich allein aufbürden. Selbstisch und in vieler Art thöricht haben sie überhaupt gehandelt, und in diesem kleinlichen Privat-Interesse, in diesem Habenwollen, in diesem Wetteifer von nichtigen Titeln, Pomp und Privilegien ist Teutschlands Herrlichkeit ausgetrocknet. Der schlechten Natur kann ich es nicht verdenken, daß sie ihren traurigen Trieben folgt, wohl

aber der Menschheit, die ihr keinen Damm entgegen stellt.

Der Rheinl. So gehe man in vergangene Jahrhunderte zurück und messe unser Zeitalter an dem frühern, das in jedem Betracht eine andre Gestalt ist, größer und sinnvoller als das unsrige sich darzustellen vermag.

Der Sachse. Das ist wahr, aber was Staatsgewalt betrifft, nicht möglich. Ist von dieser die Rede, so liegt das Löbliche derselben in früheren Zeiten nur im Charakter einer strebenden Zeit, in gegenseitiger Behauptung von Freiheiten. Die Verfassung an sich bietet ein verworrenes Bild; und was die oberste Macht betrifft, so können die Fürsten verlangen, daß, sobald ihre Unabhängigkeit geschmälert wird, auch die Kaiser selbst wieder unter sie treten oder aus ihrer Mitte hervor. Wie soll das aber geschehen? Oder wollen Sie den Fortschritt der Entwicklung des Staatsrechts nur bis auf gewisse Puncte zurückschieben, dem Kaiser einiges geben, den Fürsten nehmen? — es ist Halbwerk. Denken wir auch nur daran,

was wir vorhin als wünschenswerth ausgesprochen, als nothwendig gefühlt, so ist es klar, daß von solchem Flickwerk nichts zu erwarten steht. Seltsam kehren die Begriffe und Bedürfnisse der Zeiten sich um. Wer jetzt der Souverainität der Fürsten das Wort redete, würde mit Recht überall angefeindet. Es können dies auch nur Personen, die höchlich dabei zu gewinnen suchen, oder ausgedörrte Gelehrte, denen die staatsrechtliche Weisheit in unendlichen Falten und Schößen um den Verstand herhängt, die so sehr an diese Bepelzung gewöhnt sind, daß sie nicht mehr davon lassen können, ohne den Schnupfen zu kriegen. Vor 174 Jahren schrieb Hippolithus a Lapide sein kühnes Werk gegen das Kaiserhaus. Es ward zu Wien verbrannt, im Reich überall mit Beifall aufgenommen. Jetzt hört man gleich kühne Reden gegen Fürstendespotie, und um ja das Extrem nicht zu verfehlen, wird eine laute Sehnsucht nach kaiserlichen Eingriffen in die Aenderung des Staats geäußert.

Der Baier. Lustig ist's, wenn sie gar das bittre Arzneiglas mit Honig beschmieren

und die Oestreichische Herrschaft im Reich als eine våterliche anpreisen, die den Teutschen Staat am besten kleide. Diese sind nichts als versteckte Anbeter der Fürstensouverainitåt, die jetzt in Angst sind um ihr Idol und am liebsten die vorige Reichshoheit und Reichsohnmacht wieder herbeiwünschen. Man darf auch fragen, von was für våterlicher Gewalt sie reden, denn es gab auch deren, die ihre Kinder ohn' Urtheil und Recht todtschlagen konnten. Und manchen Vater haben die Kinder, wie den Erzvater Jakob, in groß Herzeleid gebracht. Aber reden Sie nur weiter.

Der Rheinl. Die Sehnsucht nach kaiserlicher Gewalt find ich natürlich, und der Einwurf, daß sie gefåhrlich den Fürsten sey, wird dadurch entkråftet, daß die Fürsten dennoch stark bleiben können, um ein Gegengewicht zu bilden. Gehört ja Preußen zu ihnen — wie sollten sie vor Uebermacht besorgt seyn!

Der Sachse. Eben daraus geht hervor, daß die Oestreichische Uebermacht nicht weiter

um sich greifen wird. Kann Preußen sich anders gegen den Kaiser verhalten, als es im 18ten Jahrhundert that? Dem bedeutenden Umfange der Oestreichischen Monarchie wird es kein weiteres Macht gebendes Wort in Teutschland zugestehen. Das würde fast beweisen, wie jener Hippolithus Recht hat, wenn er eine aristocratische Regierung verlangt, an deren Spitze die Reichsversammlung steht, freilich mit einer organischen Herausbildung, an die er damals nicht denken konnte. Was wollen wir denn eigentlich jetzt? Beschränkung der Fürstengewalt und Einheit und Freiheit des Ganzen. Kann dies nicht durch einen Bundesvertrag und durch Umwälzung der innern Verfassungen geschehen?

Sie muß es durch dieß letztere, sagte der Baier, denn die politische Bindung hält ja unmöglich allein zusammen. Ich bin fest überzeugt, daß das Hauptaugenmerk der Fürsten solche politische Bindung ist, die in Nichts aufgeht, wenn Freiheit und Liebe der Völker das Gebäude nicht halten. Sonst tanzt man oben in Purpur und Hermelin, während un-

ten der gewaltige Simson, den man geschwächt und geblendet glaubt, die Säulen faßt und das Prunkwerk zusammenreißt.

Die Einheit des Staats — sagte der Sachse — ist bei der Vielheit der Glieder, die jedes für sich eins und unabhängig seyn wollen, höchst schwierig, indem ihre Bedeutung keine andre ist, als daß ein Hauptausspruch im Ganzen unbedingt gilt, in keinem Theile sich ein Auflehnen gegen den andern zeigt, und von der großen Masse der Glieder nach oben hinauf sich die Gewalten aufstufen, wo ein umfassender Kopf als Spitze der Pyramide gedacht wird. Die Einheit verlangt, daß das einzelne Interesse sich gegen das andere ausgleiche, nur der Rang nicht, den die immer höhere Gewalt gewährt, übrigens aber alles gehorche. Von oben herab soll Wort und Gedanke sich unzählig verzweigen bis unten hin in die vielkörperige Masse. Dies wird im despotischen Staat erreicht. Wollen wir diese Einheit, so müssen sich die Fürsten völlig ihres Ansehens begeben, als Beamte des Kaisers ernannt und abgesetzt werden, und

der menschliche Geist hat weiter keine Stimme, als die ihm vom Oberhaupt befohlen wird. Schnelligkeit in der Ausführung der Befehle ist mit ihr verbunden. Aber der Geist unsrer Zeit steht ihr entgegen, die fortgeschrittene Wissenschaft des Staats, die Kraft, die gewaltig in dem Volke, noch unausgebrannt, noch unverdorben sich findet, kurz die Idee der Freiheit. Der vortreffliche Staat erzeugt sich durch das wechselseitige Durchdringen der Freiheit und der Einheit, indem jene zu unabhängiger Behauptung jedes Einzelwesens und Characters, diese zur Zwingung derselben in einen Körper hinstrebt; beide aber eine feste in allen Theilen regsame und geistesfreie Verbindung bewirken.

Die reine Freiheit — fuhr er fort — ist in einem Wesen, das durch kein Verhältniß gebunden wird, also im Unendlichen, wo sie in ihrer höchsten Erhabenheit sich der Nothwendigkeit hingibt, sich in ihr auflöst. Im endlichen Wesen wird sie gebunden und hat ihr Daseyn nur in der ungehemmten Entwickelung des Geistes, in der Behauptung des

Selbstgefühls, im innern Sittengesetz. Diese Freiheit geltend zu machen, ist das angeborne Recht der Menschheit, mag er allein stehend gedacht werden in Gesellschaft oder im Staat. In je mehr Berührungen der Mensch tritt, desto mehr wird er bedingt, er fühlt sich aber freier, sobald er die Bindung gewählt hat, und die Bindung der Freien selbst ist fester und steht entschlossener, die herrlichste Blüte treibend da. Jeder Zwang seiner innern Freiheit wird seiner Natur verderblich, darum ist die Aufgabe des Staats, daß sie es nicht werde, daß die reinen Kräfte in ihrem Zusammenhange das Höchste erstreben, dessen die Menschheit fähig ist. Weitere Erörterungen über das, was der Staat leisten soll, bedürfen wir jetzt nicht; genug daß Einheit und Freiheit seine Grundlage sind. Die Freiheit würde nun verlangen, daß jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft befragt werde zur Bewilligung der Gesetze; ist sie aber so ausgedehnt groß, daß dies unmöglich wird, so treten natürlich einzelne Haufen zusammen, wählen sich ihre Sprecher, im Vertrauen, daß sie nur bewilligen und beschließen werden,

was zur Ausführung der Zwecke der Gesellschaft nöthig ist. So lange ist gewählte Bindung, so lange ist Freiheit des Menschen. Wird ihm dies Recht durch Gewalt zerstört, so ist sie verletzt; mit Freiheiten mag denn der Staat prahlen, mit der Freiheit aber ists aus. Es ist also eine repräsentative Verfassung, woran jeder Mensch gleichen Anspruch hat als Wähler oder als Sprecher, der Natur gemäß, jede andre Staatsform unnatürlich und verwerflich.

Der Rheinl. Zu diesen unnatürlichen gehört also die aristokratische, und dennoch war ihre Meinung vorhin, daß sie Teutschland am angemessensten sey.

Der Sachse. Sie ist es jedem Lande, wenn wir das Wort Aristokratie in seiner wahren Bedeutung nehmen. Ich sagte aber nur, daß auf den ersten Blick die Unmöglichkeit, Oestreichische Kaisergewalt im vollen Umfang herzustellen, zur aristokratischen Form führen könne.

Der Baier. Wie verbinden sie nun weiter die Einheit mit der Freiheit?

Der Sachse. Das Volk kann in Masse nicht berathschlagen, es würde sich's auch verbitten, da es verhungern könnte. Es wählt also nach Abtheilung derer, die gleiches Geschäft treiben, also nach Ständen, sich einen Haufen Männer aus, welche unter sich wiederum zu Verringerung der Zahl die bedeutendsten ernennen, die statt ihrer den Willen des Volks übernehmen und den Rath desselben bilden. Sehen wir nun gleich auf Teutschland, das aus einer Menge von Völkerschaften besteht: so ergibt sich von selbst, wie aus jedem Volksrathe wieder ein Mitglied gewählt wird, um das Wohl des ganzen Staatenbundes in einem Teutschen Reichsrath zu vertreten. Wollen wir diese Aristokraten nennen, — gut! Es läßt sich hoffen, daß sie die besten Walter sind, wenigstens dürfen sie kaum anders seyn, da sie nur zu Sprechern ihrer Wähler ernannt worden. Bei dem allen versteht es sich von selbst, daß solche vom Volk übertragene Gewalten weder erblich noch

lebenslänglich sind, sondern von Zeit zu Zeit die Wahl wiederkehrt.

Der Rheinl. Jetzt müssen Sie annehmen, daß von dem Reichsrath wie von den Volksräthen einzelnen Männern einzelne Gewalten im Staat übertragen werden, so die Führung des Kriegs, ja daß einer im Reich an der Spitze aller Heere steht. Wie wenn dieser eine in seiner Gewalt Mittel fände, die Rechte der andern zu unterdrücken? Man wird sagen: so greift das Volk zu den Waffen gegen ihn. Wenn aber die Bewaffneten durch Gewohnheit ihm völlig zugethan sind?

Der Sachse. Das würde auch große Unvollkommenheit des Staats seyn, die dem nicht völlig vorgebaut hätte.

Der Rheinl. Darin liegt mit ein Hauptgrund zur Abschaffung der stehenden Heere, und daß das ganze Volk sich in den Waffen tüchtig übe, um im Fall des Kriegs gerüstet aufzutreten, im Frieden wieder in bürgerliche Thätigkeit zurückzukehren.

Der Baier. Noch ein anderer Schutz gegen Misbrauch der Gewalt, wenn das Volk sich den Gedanken seiner Freiheit recht lebendig erhält.

Der Sachse. In jeder Rücksicht ist dieses sich lebendig erhalten im Gedanken der Freiheit die Seele des Staats. Es wird durch echt Teutsche Erziehung bewirkt, und durch das Daseyn des Volksrathes, insofern er aus allen Ständen sich ergänzt und die Erhaltung der Freiheit seine eigentliche Pflicht ist. Er darf also nicht die Regierung in Händen haben, ja nicht einmal das Recht, das Haupt der Regierung zu wählen. Als Geist, Rede, Schutz ist er aus dem Volk entsprossen, und wie ihm jedes andre Streben fremd bleibt, so duldet er nur, daß das Gesetz, welches er selbst anerkannt hat, durch die Regierung in Ausführung gebracht werde. Derselbe Fall ist mit dem Reichsrathe, der die einzelnen Volksräthe vor dem Ganzen vertritt, die Freiheit und Grundgesetze des Ganzen vor der obersten Regierung beschirmt. Denkt man sich nun solche Zusammensetzung mehrerer Völkerschaften in

Ein festgeschlossenes Ganze, jedes einzelne Volk durch seinen Rath, durch seinen Fürsten die ziemende Selbständigkeit behauptend, so scheint es dem angemessen, daß das oberste Haupt desselben ein gewähltes seyn müsse, und nur die Würde der obersten Regierung allein trage, nicht zugleich Fürst eines einzelnen Volkes seyn könne. Dies ähnelt der altteutschen Kirchengewalt; und wären die Verhältnisse in jenen frühern Jahrhunderten aufs sorgfältigste abgewogen und auf feste Bestimmung aller Stände berechnet gewesen, so hätte Teutschland die glücklichste Verfassung genießen und nicht zu einer so elenden Reichsverbindung herabsinken können. Dieses kann jetzt nun nicht mehr geschehen, die Lage der Dinge ist verändert, aber so, daß gleichfalls der festeste Bund, ein Gegenringen der Kräfte und vor allen die Abstufung der wählenden und schirmenden Gewalten sich ins Werk richten läßt. Eine solche Abstufung, gehalten durch die charakteristische Zertheilung in Völkerschaften ist gewiß das Schönste, was Teutsche Bildung, Freiheit und Festigkeit erringen und bewahren muß.

Der Rheinländer. Wie soll sich aber die Erblichkeit der Fürstengewalt zur Freiheit verhalten?

Der Sachse. Ich denke, sehr wohl. Es scheint auf den ersten Blick, daß die Wahlfreiheit sich auch auf die regierenden Häupter erstrecken müsse; zur Freiheit selbst ist es aber nicht nothwendig, da sie ihre völlige Genüge hat und sich selbst zerstören würde, sobald sie in Gewalten weiter schritte. Nur das Maaß, im Innern wie im Aeußern, im Staat wie in der Kunst, fördert die Vollendung; und in der Ordnung der menschlichen Gesellschaft sollen die gegenseitigen Forderungen sich Schranken setzen, das Einzelne im Ganzen sich befriedigen. Die Einheit trachtet alles auf den Mittelpunct zu beziehen, von ihm nach allen Seiten den Willen geltend zu machen; die Freiheit aber sucht das Viele zu erhalten, daß es in jenem Puncte sich nicht auflöse. In der vielfältigen Zusammensetzung des Staats haben wir der Freiheit ihren anerkannten Sprecher gegeben; die Einheit verlangt dasselbe. Da beide einander entgegenstreben, so ists klar,

daß die Freiheit einen vielhäuptigen Sprecher, die Einheit nur Einen Hauptrepräsentanten, die Freiheit einen vom Volk ausgehenden, und die Einheit einen, der nicht vom Volk gewählt worden, bedarf. Beide sind unverletzlich und heilig, und beide durch das Gesetz verbunden.

Das ehrgeizige Trachten nach einem Range, den nur ein Einzelner im Staate bekleidet, wird leicht der Freiheit gefährlich, und die Kraft, die eine solche Höhe sich errungen, kann nur mit Mühe dem innern Drang gebieten und überschreitet das Maaß. Die Erblichkeit der Fürstengewalt kommt diesem zuvor, und was die Entwicklung bedeutender Talente hiedurch verliert, kann sie im Rathe des Volkes gewinnen. Auch wird durch die vollendete Darstellung der Einheit im erblichen Fürsten, durch die vollendete Darstellung der Freiheit im Volksrath ein Gegengewicht erzeugt, ein öfteres Widerstreben, das in Erhaltung aller natürlichen Dinge von der größten Wichtigkeit ist. Stützt sich der Erbherr auf die Unabhängigkeit vom Volk, so beruht die Feste des Volkrathes eigentlich auf der Liebe desselben. Diese

Liebe würde geschwächt, sobald er selbst zur regierenden Gewalt sich erhöbe, sobald er mehr seyn wollte, als die Wache des Staats.

Hätt' ich doch gedacht — sagte der Rheinländer — das Resultat einer Untersuchung über Freiheit sey offenbarer Republikanismus, der am wenigsten die Erblichkeit der Fürsten erdulde. Ich gestehe ihnen, daß ich diese Erblichkeit nur für usurpirt, für ein Gewohnheitsrecht gehalten, aus einer Zeit stammend, die nicht fähig war, sich eine freie Verfassung zu bilden, und in der Roheit ihrer Kraft das Recht des Stärkern gelten ließ.

Kann seyn — erwiderte jener — daß der Satz, der erste König war ein glücklicher Soldat, richtig ist. Die fürstl. Gewalt stammt wenigstens aus einer Zeit, wo man sich persönlich frei genug glaubte, um der Einheit ihr Recht widerfahren zu lassen. Unter den ältesten Teutschen Völkern wurden Herzöge und Könige durch die Versammlung der Freien gezähmt. Man folgte hierin dem richtigen Naturgefühl, und waren auch die Forderungen

der Freiheit und Einheit nicht bestimmt befriedigt und nur im Hin- und Herschwanken begriffen, so ersetzte Tüchtigkeit und Rechtsgefühl diesen Mangel. Späterhin artet diese Ordnung, statt sich weiter zu bilden, aus; und zu welcher entsetzlichen Verrückung eine ursprünglich rechtmäßige Gewalt hinwachsen könne, zeigt uns das völlige Verschwinden der Volksrechte, wie es in einigen, besonders Süd-Teutschen Staaten der Fall ist. Diese Volksrechte sollen jetzt wieder sich losketten und und in tüchtiger Mannheit der Fürstengewalt gegenüber treten.

Darum ists nicht die Erblichkeit der Fürstengewalt, die wir anklagen, es ist die zu ausgedehnte Gewalt selbst, welche die Würde des Menschen, die Rechte der Teutschen Nation in den Staub getreten und selbst die Bande des ganzen Reichs zerrissen hat, um kleinlichen Stolz und Herrschsucht zu befriedigen. Ein solcher Greuel ist unmöglich, sobald der Staat so geordnet ist, daß die Urkraft des Volks in That und gesetzlicher Freiheit sich fühlen darf. Dieser Freiheit steht die Fürstenwürde an sich

nicht entgegen, im Gegentheil halt' ich sie für ein nothwendiges Glied im großen freien Staate der Teutschen, und nur eine wilde Revolution kann sie stürzen wollen, eine gerechte Aenderung aber wird sie schützen und das Umstürzen alles Bestehenden hemmen.

Unsere Gesellschaft erklärte sich für diese Ansichten, und indem der eine zweifelte, daß der Wiener Congreß nach den Ideen der Freiheit und Einheit verfahren werde, der andere den Zweifel zu heben suchte, kam man auf die Verbindung des Ganzen und besonders auf die Verhältnisse der größern Mächte zu den übrigen.

Daß Oestreich außer Teutschland so mächtig ist, daß Preußen nicht wieder als ein abhängiger Fürst unter die Kaisergewalt zurücktreten kann, daß beide ihre eignen politischen Verhältnisse haben, waran doch unmöglich die übrigen Teutschen Staaten Theil nehmen können, ohne sich zu zersplittern — diese verwickelte politische Lage tritt uns hier wieder entgegen, sagte der Rheinländer. Wird nicht

alle Zusammenhaltung der Theile dadurch aufgehoben? Ists möglich, daß Teutschland noch als Eins und untrennbar dabei gedacht werden kann?

Allerdings, antwortete der Sachse, ist die Lage sehr verwickelt, aber die genaue Vereinigung halt ich dennoch für möglich. In dem geschlossenen Ganzen treten drei Haupttheile auf, — Oestreich, Preußen und die Fürsten mit den freien Städten. Insofern die erstern beiden getrennt vom Reiche angesehen werden, können sie in Streit gerathen, ohne daß die übrigen sich drum kümmern. Dies wäre der Fall, wenn sie als Bundsgenossen fremder Völker gegen einander geriethen. Insofern sie zum Reich gehören, ist die Frage wichtig, wie das Reich sich in ihrem Kriege zu verhalten habe, und eben so, wenn Kaiser und Reich gemeinsam einen Krieg beschließen, ob die andre große Macht des Bundes gehalten sei, sich mit zum Reiche zu rechnen.

Ich denke, die Bestimmung dieser Puncte beruht darauf: Daß Oestreich die Teutsche

Reichskraft nicht allein in Anspruch nimmt, sondern die Kaiserwürde in gewissen Zeiträumen zwischen Oestreich und Preußen wechselt, beide also in gleichem Verhältniß zum Reich stehen.

Dem pflicht' ich gern bei, sagte der Baier. Wo soll es ein anderes Mittel geben, jede Gefahr für die Selbständigkeit der Teutschen Völker zu entfernen! Preußen und Oestreich werden beide dadurch befriedigt, und das dreifache Interesse gibt ein vollkommenes Gleichgewicht im Ganzen.

Zweitens — fuhr jener fort — verzichten Teutsche Fürsten darauf, als Glieder in der Reihe der Europäischen Souveraine zu gelten, und erkennen sich nur als Fürsten im Reich, ohne Befugniß eigenmächtig Bündnisse zu schließen und Gesandten ins Ausland zu senden. Die drei Haupttheile des Reichs sind gehalten, die Beschlüsse der Fürstenversammlung unter Vorsitz des jedesmaligen Kaisers anzuerkennen, sofern sie nicht gegen die Grundgesetze des Reichs verstoßen. Streitigkeiten der Völker und Fürsten werden in der Fürstenversammlung ausgeglichen, selbst die Zwiste

zwischen Oesterreich und Preußen; und im Fall, daß eine der streitenden Partheien — und wär' es selbst der Kaiser — dem Entscheidungsspruch nicht Folge leistet, tritt das ganze Reich gegen sie auf.

Dieses wie die Festsetzung des Verhältnisses der Fürsten zum jedesmaligen Kaiser, daß z. B. kein Fürst beim Antritt seiner Regierung vom Kaiser bestätigt werde, eh' er nicht nach Beschwörung der Landesverfassung von seinen Ständen gehuldigt ist und dem Kaiser den Eid der Treue und Haltung der Reichsgesetze geschworen hat; daß gleichfalls jeder Kaiser in der Fürstenversammlung auf die Reichsgesetze schwören müsse: Dieß macht den Inhalt des ersten Statuts aus, worauf die künftige Festigkeit und Bindung des Reichs beruht.

Da dies das Hauptgesetz der Einheit ist — sagte der Baier — so wird die Reichsänderung nun das Hauptgesetz der Freiheit, die ständische Ordnung, feststellen müssen. Die übrigen Grundgesetze, die wir kaum zu nennen brauchen, folgen alsdann nothwendig aus diesen beiden.

Daran zweifl' ich — entgegnete jener. — Vielmehr müssen sie ebenfalls aus der nähern

Anwendung unsrer Staatsgrundsätze abgeleitet werden. Wir wollen die Einheit nicht blos in der Bindung des Aeußern und in der Foderung, daß die Regierung ein erbliches Haupt habe, erblicken, sondern auch in der innern Verbindung, die zum Zweck hat, uns sämmtlich das Gefühl des Teutschen zu geben, und jede Sperrung und Unterdrückung desselben aufzuheben. Die Freiheit wäre schon befriedigt, wenn ein jeder sich als freier Baier, als freier Hesse, als freier Schwabe u. s. w. nennen könnte. Die innere Einheit aber verlangt, daß auch dies vielfache Selbstgefühl den großen Nationalstolz über sich erkenne. Gleiche Gerichtsordnung im ganzen Reich, Aufhebung aller innern Ländersperre, des Indignats und Universitätszwanges, ein allgemeines Reichsbürgerrecht und Einheit der Kirche (daß der Religion wenigstens bei Besetzung von Staatsämtern nicht gedacht werde). Reichsgesetze hierüber würden die Foderung der innern Einheit befriedigen, so wie die Freiheit noch Aufhebung alles Preßzwanges verlangt.

Stammen nun diese Reichsgrundgesetze nicht eins aus dem andern, sondern alle wie

Brüder von gleichen Müttern, so ist's doch wahr, daß eins das andre verbürgt, eins die vollendete Wirkung des andern sichert. Durch alle wird Ein Volksgeist gezeugt, der eines jeden einzelnen Volkes Daseyn nur in Erhaltung des Ganzen sieht.

Die ständische Verfassung aber ist, wie Sie sagten, das Hauptgesetz der Freiheit, ja man könnte sie das Hauptgesetz des ganzen Staatenbundes nennen, da ohne sie die Einheit des Volks nichts als ein Akt des Despotismus wäre. Mit ihrem Sturz ist gleichsam die Persönlichkeit des Menschen zerstört, die Ordnung des Staats zur Maschine geworden, und eine faulende Krankheit hat die Glieder vom Ganzen schmälich abgelöst. Mit ihrer Erhebung flutet die Lebenswärme wieder durch den Körper des Staats, der Geist fühlt die jugendliche Kraft seiner Glieder, und seinem innern Drang zu gestalten öffnet sich ein unermeßliches Feld von Gedanken und Thaten.

Der dicke Herr, der sich lange als ruhiger Zuhörer verhalten hatte, unterbrach jetzt unsern Redner. Erlauben Sie mir eine Bemer=

kung, sagte er, die ich nicht machen würde, wenn es ein Einwurf wäre. Ich kann nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß ich nach Ihren ersten Aeußerungen über Revolution eine solche Mäßigung nicht erwartet hätte, die sich offenbar in Ihrer Ansicht der Reichsverbesserung ausspricht. Mit Vergnügen hab' ich die Vertheidigung der Erblichkeit der Fürsten gehört, und wenn mir gleich die Worte von Einheit und Freiheit nicht klar vorkommen, so muß ich doch billigen, daß Sie gleichfalls eine kaiserliche Gewalt zulassen. Selbst der Wechsel derselben unter Preußen und Oestreich kann wohl einem jeden als nothwendig einleuchten. Was ich aber eigentlich bemerken wollte, ist, daß Sie wiederum eine Einrichtung für höchst wichtig anerkennen, die wir auch längst im Reiche besaßen und die nur wieder errichtet werden darf; ich meine die Landschaftsordnung.

Es ist mir schon genug — entgegnete der Sachse — daß Sie, wenn nicht die Gründe, doch die Folgerungen richtig finden. Was aber die Landschaftsordnung betrifft, so wüßt' ich im ganzen Römischen Reich keine einzige,

die das leisten könnte, was verlangt wird. Die Ursach liegt in der Entstehung derselben. Unstreitig war sie ein Produkt der Freiheit, jedoch nach einer Ansicht, die nicht mehr die unsrige seyn kann. Man nennt sie Versammlung der Landstände, weil sie aus den Ständen des Landes besteht. Galt nun in den ältern Zeiten nur der ritterliche Stand für frei, und gesellte sich der hohe geistliche ihm zu, so wurde späterhin die Bauer- und Bürgerwelt gleichfalls zu freier ständischer Verfassung berechtigt; hierauf ist aber keine Rücksicht genommen und alles beim Alten geblieben, bis auch dieser Rest der Freiheit hier und dort zu Grunde ging.

Die Menschen sind alle gleich frei, sagte der Rheinländer. Warum heben wir nicht allen Standesunterschied auf?

Nimmermehr! Das wäre gerade gegen die Freiheit! — rief der Sachse. Die Freiheit soll des Menschen Natur schirmen, und Sie wollen sie zerstören. Ist nicht die Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten tief in der Natur gegründet, die Entwickelung derselben so unendlich verschieden, und die Beschäfti-

gungen selbst so vielfach, daß gewisse Klassen von Menschen daraus entstehen müssen? In diesen Klassen erzeugt sich ein eigener ihnen angemessener Sinn, der bald ihre Mitglieder vor andern charakterisirt; ihre Geschäfte müssen ihnen selbst am bekanntesten, ihre Freiheit und besondere Wohlfahrt am nächsten am Herzen liegen. Es braucht kaum der Rede weiter, daß Stände in der menschlichen Gesellschaft völlig natürlich sind. Nur die Freiheit verlangt, daß sie alle Theil am Volksrathe nehmen, und wegen der Vielheit ists nöthig, mehrere, die sich verwandt sind, wie sämmtliche Gewerke, zusammen zu fassen.

Das geb ich zu — erwiderte der andre. Woher hat aber der Adel das Recht, sich den ersten Stand zu nennen, ja nur unter die Stände überhaupt sich zu zählen? Eigentlich ist er kein besondrer Stand mehr, weil die Bedingung desselben wegfällt, weil er nicht mehr der alleinige Wehrstand ist. Er ist in andre Stände übergegangen, oder hat sich völlig aus allen herausgezogen. Sonderbar, wie alle Vertheidiger des Adelstandes und der Herrenbank in Collegien sich krümmen und winden

müssen, um sein abgestorbenes Recht als gültig zu beweisen! Nur in der Gesellschaft und in der Gewohnheit behauptet er sich noch, wie so manches darin besteht, von dessen Grund man sich keine Rechenschaft geben mag; er ist eine ideelle Münze, die nicht handgreiflich im Curs ist. Will man sagen: „Gut, er ist nicht mehr der alleinige Wehrstand, er soll die Klasse der Ausgezeichneten bilden.“ Aber die Ausgezeichneten sind in allen Ständen. „Nun, so bekleidet er die Hofämter“ —

O domine, fac salvos etc.! rief der Baier. Hören Sie auf damit, ich bitte Sie. Was soll aus unserm Adelstand werden, wenn Sie so fortfahren. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, und ich für mein Theil verzichte gern auf mein Adelsrecht, wenn ich mein Menschenrecht behalte. Was thuts aber gegen oder für die Freiheit, ob wir einen eignen Stand bilden oder nicht? Wenigstens wird derjenige Adel, der Güter besitzt, sich unter die Klasse der Güterbesitzer rechnen, und den andern steht es ja offen, durch ausgezeichnetes Talent in andern Ständen sich hervorzuthun.

Der Rheinländer. Außerdem muß er noch das Recht der Steuerfreiheit verlieren, wie sich von selbst versteht, denn er gehört mit zur Gesellschaft des Staats und muß die Lasten desselben tragen wie jeder andre, ja der Reiche sollte nicht nach dem gewöhnlich angenommenen Verhältniß steuern, vielmehr könnte der ärmere Theil des Volks ganz davon befreit seyn, auf den der Druck am allerstärksten wirken muß.

Nach meiner Meinung — sagte der Sachse — wird man den Streit über Recht oder Unrechtmäßigkeit des Adels niemals zu Ende bringen, aus dem Grunde, weil er einmal dasteht, und die tausendjährige Erscheinung sich nicht wegläugnen läßt. Mir kommts nur darauf an, ob er gegen die Grundbegriffe streitet, oder nicht. Ich behaupte, das letztere. Und mag die Repräsentation des Adels im Volksrath nur an gewissen adlichen Gütern haften, oder der ganze Adelsstand des Landes aus seiner Mitte die Abgeordneten wählen, es ist mir gleich. Lieb ist mir aber die Mannigfaltigkeit, die durch den Adel in der Reihe der Stände vermehrt wird, und zur Ausbildung

der geselligen Verhältnisse von keiner geringen Wichtigkeit ist. Er bewirkt ein Gegenstreben der Stände, worin der Einzelne sich zusammenzunehmen genöthigt ist, um seine Würde und Rechte zu behaupten. Damit will ich Ihren Ausspruch nicht widerlegen, und nicht die Beibehaltung unsrer Privilegien vertheidigen; vielmehr halt' ich es durchaus für Recht und nothwendig, daß in der gemeinsamen Berathung über des Landes Wohl kein Vorzug irgend eines Standes statt finde, nur der natürliche Vorzug des Geistes und des persönlichen Benehmens allein. —

Von der alten Landschaftsordnung kann also die Rede nicht seyn — unterbrach ihn der Baier. War ihre Zusammensetzung schon freiheitswidrig, so wollte ihr Thun auch nicht viel bedeuten. Sie hatten Steuern zu bewilligen, höchstens sie abzuschlagen, den Fürsten zu Tilgung ihrer Schulden zu verhelfen, etwa leise Vorstellungen zu machen, aber bald, wenn der Fürst heftiger Natur war und Gewalt brauchte, in Frieden zu gehorchen. Von lebhaftem Antheil des Volks an solchen Verhandlungen wüßt' ich nichts.

Und das ist die Hauptsache! — fuhr der Sachse fort. Denn soll die ständische Verfassung nicht die Staatswache in jeder Rücksicht, das immer erregende Prinzip von Gedanken über den Staat und seine vielfachen Zweige seyn, so ist sie nur ein todtes Wesen, eine Form, die ihr Treffliches haben mag, aber nicht aus dem Leben des Staats hervorgewachsen ist; und es begreift sich leicht, daß jede Aenderung in demselben von den Landständen berathen, die Minister des Fürsten selbst zur Rechenschaft vor ihr Forum gezogen, und die Aufsicht über öffentliche Erziehung ihnen besonders zu Theil werden müsse. — Uebrigens sind ihre Berathungen öffentlich, und ihre Sitzungen, wenn nicht außerordentliche Fälle eintreten, werden jährlich gehalten. Was den Fürsten wie den Landständen unabänderlich gebietet, sind die Reichsbeschlüsse, welche im Reichsrath überlegt und vom Kaiser und der Mehrzahl der Fürsten genehmigt worden.

Es ist klar, was aus diesen Verhandlungen des Reichsrathes und der Landstände für eine Masse von Erfahrungen und Meinungen über Staatswohl, über Rechte der Stände

und Menschen hervorgehen und unterm Volk sich verbreiten werde, welche Erhöhung des öffentlichen Lebens überhaupt die Wirkung einer solchen auf Einheit und Freiheit gegründeten Constitution seyn müsse.

Wahrhaftig, Sie haben Recht! rief der Baier aus. Es war ein elend Ding um unser Vaterlands-Leben und Lieben. Unsre treue Neigung zum Vaterland konnte eine unglückliche Liebe heißen, die ihres Gegenstands nie theilhaftig wurde. Forschte man im Römischen Reich nach wahrhaften Staatsbürgern, — man fragte vergebens. Die beste Antwort war noch: Gehorche, steure, mach keine Tollheiten und schweig. Von etwas Höherem war nicht die Rede. Wer daran sich ergötzen wollte, saß still zu Hause und las die Geschichten der Väter; im Leben war dergleichen nicht mehr zu finden, man müßte denn unsere Paraden, heilige Processionen und einen Zug von Hofcarossen dahin rechnen. Es hielt wahrlich sehr schwer, Jemanden das Blut in Wallung zu setzen für ein vaterländisch Werk, für ein großes Unternehmen; ein teutschgeborner Mann zauderte, ob er einige Thaler zum Denk-

mal seines großen Luther hergeben sollte, und manchem Professor unter seiner Nachtmütze kam ein Griechischer Fürst wie ein Kazik vor, Mars wie ein Fönizischer Unteroffizier, und der Argonautenzug wie ein Schaffellenkauf. Jenes Wort, daß im Frieden am besten sey, wenn Jeder vor seiner Thür fege und sorge daß alles gut im Hause stehe, will mir deshalb wenig behagen. Das Leben Göthe's selbst ist ein vollkommener Beweis, wie allenthalben die öffentliche Erbärmlichkeit an so einer großen Natur zerrte und sie immer wieder umgarnte, und ihr unendliche Mühe machte zu entrinnen. Dieser Gewaltige, im regsamen Athieniensischen Leben erwachsen — er wäre zum Gott geworden. Ich erinnere mich, als Knabe mir die Schöpfung der Welt so gedacht zu haben, als wären zwei Hälften, die Seelenwelt und das Sichtbare von Ewigkeit starr und wirklos in kalter Trennung vorhanden gewesen. Auf des Schöpfers Wink schossen die Theile in einander, durchdrangen sich, daß eins nicht mehr vom andern zu unterscheiden war, und ein unermeßlich quellend schaffend zündendes Leben begann. So wie jene Welttheile schien es

fast bei uns, daß Wissenschaft und Volk getrennt sey. Nun aber hat sich das Volk aufgemacht und gerührt, und beide beginnen in einander zu strömen. Da möcht' es nun wohl schwer halten, sie wieder zu trennen und den Zeitgeist, der aus dieser lebendigen Durchdringung sich erzeugt, wieder tödten zu wollen, wiewohl er noch jung und erst im Aufwachsen begriffen ist. Aber heranwachsen muß er zu einem großen öffentlichen Leben. Wer das fühlt und als künftigen Glanz, Ruhm und Stolz unsrer Nation zu erkennen vermag, der kann nicht umhin Ihrer Ansicht einer Teutschen Reichsverfassung beizupflichten. Und das thu ich jetzt aus voller Ueberzeugung und aus vollem Herzen.

Er reichte darauf dem Sachsen brüderlich die Hand. Der Rheinländer zeigte gleichfalls lebhaften Antheil, und manches wurde gesprochen über andere Anstalten zur Beförderung des öffentlichen Lebens, über trefflichere Ordnung der Zünfte, über Teutsche Gesellschaften, und so kam auch die Rede auf Wiederherstellung der Orden.

Der Gedanke einer Ordensstadt, einer stren-

gen Bildungsschule für Prinzen, sagte der Rheinländer, hat mir gefallen, da ich die Entfernung und glatthöfliche Näherung Teutscher Fürsten untereinander mit edler Teutscher Gleichheit und Verbrüderung unverträglich fand; die adliche Ordensverbindung aber kam mir zwecklos vor und wollte sich in mir mit einer allgemeinen Wehrordnung nicht vereinigen.

In mir auch nicht — entgegnete der Baier. Die Fürstenschule ist ein trefflicher Gedanke, das ist nicht zu läugnen, aber: Alte Kirche, alter Orden. Wie soll denn das mit den Gelübden werden? und welche Heiden und Türken haben wir denn fortwährend zu bestreiten? Uebt sich das junge Volk von früh an in den Waffen, gibt es echte Volksfeste, nicht blos zum Trinken und Schmausen, sondern zum Wetteifer der Fähigkeiten jeder Art, so bedarf es der Orden nicht. Ich kann das halbgeistliche Wesen nicht ertragen; eher möcht' ich noch alle jetzige Art wieder umkehren und zum Ritter sagen: bau deine Burgen wieder auf! und zu den Städtern: schließt Mauern um euch her und stiftet Hanse- und alt-Rheini-

sche Bünde. Ich hab wohl von alter Ritterzeit gelesen, wie es gar ehrenvest und über allen unsern jetzigen Plunder von Lebensart erhaben zugegangen; aber wenn's an die Hofritterheere der Habsburger kam, und ich sehen mußte, wie ein Haufen Schweizerbauern sie zu Boden schlug, so war mir die feste Ueberzeugung gewiß, daß die Begeisterung für Gott und freies Vaterland Wunder allein verrichten kann. Und solche Wunder haben wir von neuen Orden nicht zu erwarten, wohl aber vom neuen Volksgefühl, wodurch es löwenstark wird gegen jeglichen Angriff und taub gegen süß Schmeichelwort, von wem es auch komme. Ueberhaupt Schwerterzeit und Kanonenzeit ist ein Unterschied.

Der Sachse sagte: Der den Vorschlag eines neuen Ordens that — denn vom alten Pfründenesser-Orden red' ich nicht — ist der herrliche Arndt, vor dem wohl ein jeder, der das Vaterland liebt, sich verehrend neigen muß, da wenig Menschen ein so großes Bild von unsrer innern Volkskraft in ihrem Geiste tragen, wie Er, und wenig Herzen so rein

und Teutsch schlagen, so voll Kraft und Milde zugleich, wie Seins.

Das ist wahr! sagte der Baier. Ich möcht' ihn sehen, um ihm die Hand zu schütteln; aber mit dem Orden, das hat er nur so oben hin gesprochen.

Auch das nicht — erwiderte jener. Ihm lag nicht ein Vaterland, wie es in der Hoffnung lebt, vor Augen, sondern das traurige, worin die Freigebornen fast ausgestorben waren. In der Aufwallung des Volks gegen den Erzfeind unsers Landes mußt' ihm jedes Mittel wünschenswerth scheinen, ein ewiger Haß schien ihm natürlich gegen das Franzenvolk; und wenn die Fürstendespotie blieb, so lag doch ein großer Schatz der Teutschheit in einem neubeseelten Orden aufbewahrt. Aber dann möchte wohl ein andrer von nöthen seyn, eine Art von Jesuiten-Orden, nicht als Trabant des Papstes zur Unterdrückung des Verstandes, sondern als Trabant der Freiheit zur Entfesselung derselben.

Wir hören von allen Seiten, fuhr er fort, Mahnungen ans Alterthum; altteutsche Töne klingen zu uns herüber, und Kraut und Moder

wird eifrig weggeräumt von den Denkmalen unsrer großen Vergangenheit. In der Geschichte treten die Männer hervor, die in jeglicher Art sinnvoll und eindringend gewirkt, die dürren Staatsrelationen weichen der einfachen charaktervollen Darstellung, unsre Sprache dehnt sich im alten Mantel mit ihrer treuherzigen Art zu einer hohen eigenthümlichen Gestalt auf. Wie aus alten Sagen, Bünden und Schlachten ein tapferes Gemüth und ein festes Schließen gleichbürtiger Männer erscheint, wie aus der wundervollen ungeheuren Trümmer zu Cölln und seinem prächtig frommen Bilde uns die edle Gesinnung verklungener Zeit offenbar geworden, so hat eine Sehnsucht uns ergriffen, wieder ein solches Leben in und um uns zu erschaffen, wo jegliche Tugend, die das Weib wie den Mann zieren mag, großen Raum habe, gesellt mit Freiheit und lebendigem Streben. Aber was jener Zeit das einzig erhabene wildmilde Gepräge gab, das suchen wir umsonst; die Formen, welche der Zeit gehören, sind unwiderruflich verloren. Uns ziemt es, neue hervor zu bilden, deren Durchflechtung und fruchtbarem

Boden eine gleiche Gesinnung für Gott, Freiheit, Vaterland und Kunst entwachsen kann.

Der Lauf, den die Entwicklung der Teutschen Natur nahm, indem sie mit Fremdem sich mischte, eine bedeutende Höhe erstrebte, und wieder sank, um endlich jetzt sich zu reinigen, und mit ihrer nimmer verloschnen Kraft aufs neue sich zu erheben, sagt uns deutlich, was wir sollen: Rückblicken, um Aug und Herz zu erfrischen und zu ermuthigen; aber nicht rückwärts gehen. Jedes Zeitalter that nach seinem Geiste, und das unsrige verträgt sich weder mit alten Lehnstufen, noch mit monarchischem Gebot, weder mit Ungebundenheit der Ritter auf ihren Burgen, noch mit Kampf der Städte gegen Städte, weder mit dem Aberglauben an einen Statthalter Christi auf Erden, noch mit Gleichgültigkeit gegen wahrhaften Glauben, weder mit kabbalistischer Träumerei, noch mit der gottverlaßnen Filosofie der Franzosen, weder mit altadlicher Nordlandserziehung zu Schwert, Kirchen- und Frauenschutz, noch mit ihrem Gegenstück, der unendlich schlechten Feinheit und Franzmännerei. Was in ritterlicher Zeit Freiheit hieß

und die schönste Blüte gebar, mußte den Bauer und Bürger als Knecht betrachten; und als dieser in seinen Städten reich und mächtig und selbständig ward und edle Waffen führte, mußte er in Gegensatz treten mit dem Gebäude des Staats. In diesem Gegenstreben unbestimmter Gewalten erzeugten sich die herrlichen Erscheinungen des Mittelalters, und hielten und erneuten sich, bis die wirkenden Kräfte verbraust waren. Da stand nun das Teutsche Reich abgeschmackt und sauer, ein aus ungleichen Theilen verwachsenes Geripp, ein ekelhaft zerstückelt Ungeheuer, und unsre Volksnatur lag brach und still, wie ein ausgesognes Ackerfeld in einer langen trüben Winterzeit. Fast leuchtete ihr kein Licht weiter, als der Hofstern Ludwig, der französisch gemalte Gott Mars mit dem Apolls-Gesicht. O Gott, was hätten wir, wäre nicht der einzige Friedrich aus diesem Hofthum aufgetreten, noch behängt und behäkelt von dem glänzenden Unrath, doch voll Teutschem Grund und Kraft. Mit ihm wandte sich das Schicksal wieder gütig gegen uns, ein Geist nach dem andern entriß sich dem Todesschlaf, und unsre ganze Natur ward

rege und schüttelte sich, und lebendige Wärme begann unsre Gedanken von Wissenschaft und Kunst zu beseelen. Der Verstand sah die Richtigkeit des Bestehenden ein; und im Unglück, und weil das Teutsche Herz trotz aller Irrung doch für etwas schlagen muß, das höher ist, als menschliche gemeine Kraft, fand man sich wieder zu tiefem Gefühl. Wer kann da noch zweifeln, ob uns die Feuertaufe einer neuen Lehre werden muß, ob die Schranken alle zur Zernichtung reif sind, welche des Volkes Kraft hemmen und ihm wehren sich als Mensch und Teutscher fest und frei und glücklich zu fühlen! Drum nichts mehr von Flickwerk alter Formen und Privilegien, sobald sie nicht Probe halten in der Idee des Staats. Vermögen sie aber das, so sind sie das tüchtigste äußere Bindungsmittel der neuen Welt mit der alten, so wie der alte Geist mit dem Geiste der neuen Gestalt sich gleichbürtig finden wird und muß.

Der Sachse hatte dieses mit steigender Lebhaftigkeit gesprochen, mehr andeutend als ausführend, was mit fester Ueberzeugung in seinem Geiste stand.

Drauf erhob er sich rasch, mit den Worten:

Es ist wohl Zeit zum Aufbruch. — Wir gehen doch zusammen, meine Herrn?

Man war sogleich bereit, und der Rheinländer sagte: Wahrlich, der Mond ist schon über unserm Gespräch aufgegangen.

Ein Zeichen, daß es in friedlicher Gesinnung enden muß — entgegnete der Baier.

Kaum hatte er dieses gesagt, als sich feierliche Töne von Waldhörnern hören ließen. Das Schiff, welches vorhin den Main hinauf fuhr, kam eben zurück; und wie das stille Mondenlicht sich nicht wohl mit rauschendem Jubel gesellen will, sondern milde und ernste Stimmungen erweckt, so hatten auch die Musiker ihre gellenden Instrumente bei Seit gelegt, und bliesen langsam ein ehrwürdiges Kirchenlied.

Unsre Gesellschaft hörte lautlos zu, bis die Töne verhallten. Da sagte einer von den Umstehenden: Wunderlich ist's doch, wie Hochzeiten grade auf ein solches Lied verfallen. Es war die Melodie: Wend' ab deinen Zorn, o Herr!

Fodina.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schacht, Theodor, 1786-1870

Der Schneidewall Ein freies Gespräch über uns

Teutschland 1814

Germ.g. 439 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017251-1